

Cornelius Borck, Iris Kläßen, Hans Wißkirchen (Hrsg.)

Von der Stadt der Wissenschaft zur Wissenschaftsstadt

*Konzepte für die wissensbasierte
Stadt- und Regionsentwicklung*



Cornelius Borck, Iris Kläßen, Hans Wißkirchen (Hrsg.)



Von der Stadt der Wissenschaft zur Wissenschaftsstadt

*Konzepte für die wissensbasierte
Stadt- und Regionsentwicklung*

Grußworte



Die Hansestadt Lübeck gestaltet aktiv ihren Paradigmenwechsel zur wissenschaftsorientierten Stadt. So passt die Tagung „Von der Stadt der Wissenschaft zur Wissenschaftsstadt“ zu unseren Zielen. Der Austausch mit anderen Städten, die den gleichen Weg beschreiten, befördert uns sehr.

Als Bürgermeister der Hansestadt Lübeck möchte ich betonen, dass Wissen nicht denen vorbehalten sein darf, die aus dem Bildungsbürgertum kommen. Unser Wissenschaftsjahr hat sich vor dem Hintergrund bewusst an die ganze Bevölkerung gerichtet. „Wissenschaft für alle“ wurde dadurch erreicht, dass neue Vermittlungswege erarbeitet und Modellprojekte aus anderen Städten importiert und ausprobiert wurden.

Lübeck soll mehr als Wissenschaftsstandort wahrgenommen werden, denn Wissenschaft ist in jeder Hinsicht für unsere Stadt Impulsgeber. Sie trägt zur Lebensqualität bei, garantiert Innovation und macht Lübeck zu einer modernen Stadt. Wissensstädte und Hochschulstandorte kommen zudem mit Krisen und Strukturschwankungen besser zurecht. Menschen beurteilen ihre Lebenszufriedenheit aber nicht allein nach wirtschaftlichem Erfolg. Kultur, Bildung, Wissenschaft und Qualifizierung sichern ihnen die Möglichkeit der richtigen „Work-Life-Balance“. Das passt zu Wilhelm von Humboldt, der Ausbildung nicht auf ökonomische Gesichtspunkte begrenzte, sondern als Wert an sich begriff.

Lübeck ist eine Wissenschaftsstadt, die gute Arbeitsbedingungen und eine Vielfalt an kulturellem, sportlichem und gesellschaftlichem Leben bietet. Die Nähe zur Ostsee reizt Talente und kreative Köpfe, hier zu leben und zu arbeiten. So kann der Wandel von der Industrie- zur Wissensgesellschaft weiter gelingen und hervorragende Perspektiven für alle bringen.

Bernd Saxe
Bürgermeister der Hansestadt Lübeck

„Hanse trifft Humboldt“, das ist nicht nur für die Hansestadt Lübeck und ihre Bürgerinnen und Bürger, sondern auch für die Universität zu Lübeck zu einem Erfolgsmotto geworden. Die Aktivitäten des Wissenschaftsjahres haben die ganze Stadt und sämtliche Stadtteile durchzogen und an der Universität zur Etablierung so neuer Veranstaltungsformate wie FameLab und die Lübecker Nacht der Labore geführt.

Für die Universität ist 2012 außerdem das Jahr der Gründung des BioMedTec Wissenschaftscampus Lübeck gewesen, in dem Hochschul- und Forschungseinrichtungen sich gemeinsam mit Wirtschaftsunternehmen eng zusammenschließen, um Lübeck zu einem der führenden Standorte für die Biomedizintechnik in Nordeuropa zu machen. Es war mir ein Anliegen, auch diese zukunftsweisende Facette auf der Tagung vorstellen zu können.

Schon jetzt ist erkennbar, dass die Erfolge des Wissenschaftsjahres nicht mit dem Kalenderjahr enden, sondern nachhaltige Wirkung entfalten. Aber sie dürfen nicht dem Zufall überlassen werden, sondern brauchen planerische Konzeption und Umsetzung. Es ist daher sehr zu begrüßen, dass die kompetent aus dem Kreis aller Wissenschaftsstädte 2005 bis 2012 besetzte Tagung „Von der Stadt der Wissenschaft zur Wissenschaftsstadt“ in der Universität zu Lübeck stattfinden konnte.

Mit dem „Lübecker Katalog“ hat die Tagung eine Benchmark gesetzt, wie Wissenschafts- und Strukturförderung in Deutschland auch künftig sinnvoll und zum Wohle aller Hand in Hand gehen können. Ich freue mich, dass die Ergebnisse der Tagung in ansprechender Form dokumentiert werden, und wünsche der Wissenschaftsstadt Lübeck eine weiterhin so erfolgreiche Entwicklung.

Prof. Dr. Peter Dominiak
Präsident der Universität zu Lübeck



Inhalt

Grußworte	2
Inhalt	4
Cornelius Borck, Hans Wißkirchen Zur Einführung	6
Iris Klaßen Ein Wettbewerb gibt Impulse	8

Das Wissen in den Städten

Ulf Matthiesen Wissensbasierte Stadtentwicklungen. Zwischen individuierter Profilbildung, translokaler Vernetzung und Verschärfung der Städtekonkurrenz	10
Im Interview „Asiatische Technologiepolitik nicht einfach kopieren“ Fragen an Ulf Matthiesen	29
Stimmen der Tagungsteilnehmer	32

Ortstermin Lübeck

Iris Klaßen Die neue Hanse handelt mit Wissen. Von der „Stadt der Wissenschaft 2012“ zur Wissenschaftsregion	38
Matthias Schulz-Kleinfeldt Auf zur „Region der Wissenschaft“	41
Wissenschaft und Stadt begegnen sich. Exkursion durch die Lübecker Praxis	42

Stadt und Wissenschaft: Bilanzen

Jens Joost-Krüger 2005 – Bremen und Bremerhaven. Einstieg in die Wissenswelten	48
Im Interview „Theoretisch könnten wir auch irgendwo auf dem Land forschen“ Fragen an Gerold Wefer	49
Doris Oser, Bärbel Heider, Thomas Scheufler 2006 – Dresden. Ohne Netzwerk geht gar nichts	51
Elisabeth Hoffmann, Klaus-Dieter Kühn, Henning Steinführer 2007 – Braunschweig. Klarer Schwerpunkt in der Technik	54
Margret Franz 2008 – Jena. Ein neues Leuchten geht durch die Stadt	57

Corinna Dahm-Brey, Rainer Lisowski 2009 – Oldenburg. Übermorgen noch Übermorgenstadt	60
„Wissenschaft kann Städten helfen, wenn sie weniger politisiert ist“ Fragen an Gerd Schwandner	63
Elke Höllein 2011 – Mainz. Ein Jahr der guten Erfahrungen	65
„Kulturwissenschaften brechen das Spartendenken in einer Stadt auf“ Fragen an Cornelius Borck und Hans Wißkirchen	68
Andrea Frank, Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft Von „Stadt der Wissenschaft“ zu „regionalem Bildungscluster“. Entwicklungslinien für eine wissenschaftsbasierte Stadtentwicklung	73

Im Interview

Im Interview

Stadtentwicklung, Wertschöpfung, Bürgerbeteiligung

Sabine Hackenjös Schulterschluss für wachsenden Wohlstand Workshop <i>Wertschöpfung</i>	76
„Hochschulen und Unternehmen sprechen verschiedene Sprachen“ Fragen an Sabine Hackenjös	78
Iris Kläßen Weniger vortragen – mehr mitnehmen Workshop <i>Bürgerbeteiligung</i>	80
Cornelius Borck Wandel funktioniert nur individuell Workshop <i>Wissensbasierte Stadtentwicklung</i>	82

Im Interview

Lübecker Katalog – Die Thesen der Siegerstädte

Lübecker Katalog „Von der Stadt der Wissenschaft zur Wissenschaftsstadt“	86
Rainer Lisowski Tipps für die Praxis	92

Anhang

Teilnehmer und Autoren	94
Impressum	96
Bildnachweis	96

Zur Einführung

Cornelius Borck
Hans Wißkirchen

Parallel zur Bewerbung um den Titel „Stadt der Wissenschaft“ wurde in Lübeck das Zentrum für Kulturwissenschaftliche Forschung (ZKFL) als eine gemeinsame Initiative von Universität und Stadt gegründet. Es besteht aus vier Universitäts- und vier städtischen Kulturinstituten. Von Beginn an war das Ziel für diesen Zusammenschluss der produktive Austausch auf der Ebene der Wissenschaft zwischen dem spezifischen Forschungsprofil der Universität zu Lübeck und den herausragenden kulturellen Überlieferungen der Hansestadt. Im Zentrum der Aktivitäten des ZKFL steht dabei die Forschungsförderung. Inzwischen werden zehn Promotionen finanziert, die einen besonderen Bezug zu Lübeck aufweisen – sei es, dass sie auf den kommunalen Sammlungen aufbauen, sei es, dass sie an hier etablierte wissenschaftliche Fragestellungen anknüpfen oder mit Lübeck verbundene Persönlichkeiten ins Zentrum stellen. Mithin wurde im ZKFL bereits 2011 angebahnt, was dann ab 2012 in der Stadt als ganzer verwirklicht wurde: Ein Schulterschluss der verschiedenen Akteure auf dem Weg zur Wissenschaftsstadt.

Als Lübeck 2012 „Stadt der Wissenschaft“ wurde, war daher eines für uns von Beginn an klar: Wir beteiligen uns nicht nur an den verschiedenen Aktivitäten des Wissenschaftsjahrs, sondern machen den Wettbewerb selbst zum Thema einer Tagung. Dabei standen drei Zielstellungen im Vordergrund unserer Bemühungen: Erstens sollte es eine Tagung sein, die resümierenden Charakter hat. Lübeck war die siebte und letzte „Stadt der Wissenschaft“ im vom Stifterverband ausgerichteten Wettbewerb. Damit bot sich die Chance zum Fazit. Und selbstverständlich sollten möglichst alle beteiligten Städte mit kompetenten Vertretern dabei sein. Zweitens stand früh fest, dass es eine geschlossene Fachtagung sein sollte. Was wir bieten wollten, waren Zeit und Raum für einen intensiven Austausch. Aus diesem Grunde standen Berichte über das Jahr der Wissenschaft aus den einzelnen Städten am Anfang und dann folgte in intensiven Workshops ein offenes Gespräch über die Erfahrungen an den verschiedenen Orten mit ihren jeweiligen Projekten. Uns war nicht an einem „Hochglanzauftritt“ nach außen gelegen, sondern an einem offenen und konstruktiven Dialog, der die Chancen, aber auch die Probleme bei der Durchführung der zwischen Wissenschaft und Stadt initiierten Projekte und Allianzen erörtern sollte. Schließlich wollten wir drittens, dass die Tagung die seit Beginn des Wettbewerbs gewachsenen Erfahrungen mit aufgreift und vor diesem Hintergrund besonders Perspektiven für eine Verstetigung der Transformationsprozesse auf dem Weg zur Wissenschaftsstadt reflektiert. Unsere Tagung sollte neben dem Erfahrungsaustausch also auch eine Zukunftsperspektive entfalten und Folgen haben. Deshalb findet sich in diesem Band am Ende der „Lübecker Katalog“, der die Summe der in drei Tagen erarbeiteten Konzepte, Ideen und Zukunftsprojekte zusammenfasst.

Der „Lübecker Katalog“ ist eine gemeinsame Stellungnahme, getragen von allen sieben Städten, die – wie sich in Lübeck zeigte – bei allen Unterschieden vielerlei verbindet: An allen Wettbewerbsorten hat bereits der Prozess der Bewerbung um den Titel „Stadt der Wissenschaft“ zu neuen, ganz verschiedenen Allianzen

zwischen Stadt und Wissenschaft geführt. Das schuf in allen Städten einen antreibenden Enthusiasmus für die Durchführung des Wettbewerbsjahres mit seinen bunten, vielfältigen und unzähligen Aktionen und Ereignissen, an die sich schließlich eine Verstetigung des Zusammenwirkens von Stadt und Wissenschaft in den Jahren nach dem Wettbewerb anschloss. Diese dritte Phase, das war ein Fazit aller Diskussionen, war überall die schwierigste. Aber über alle spezifischen Unterschiede der Städte und die berühmten Mühen der Ebenen hinweg schälte sich in vielfältigen Diskussionen eine stabile Konstante heraus, die sich aus der Tagung als Ergebnis ableiten lässt: Wenn der Weg wirklich von der Stadt der Wissenschaft zu einer Wissenschaftsstadt führen soll, dann ist das nur möglich, wenn die im Wettbewerbsjahr aufgebauten Strukturen nicht vollständig zurückgefahren werden. Ohne eine koordinierende Stelle besteht die große Gefahr, dass die Projekte nicht fortgeführt werden, dass Stadt und Universität wieder getrennte Wege gehen. Wissenschaft kann in ihren unterschiedlichsten Facetten nur in der Stadtgesellschaft ankommen, Wirkung tun, für die Bürger Relevanz für das tägliche Leben gewinnen, wenn es in der Stadt eine kommunale Stelle, einen Ort gibt, der sich darum kümmert.

Wir wollen diese Einführung nicht schließen, ohne denen zu danken, die diese Tagung ermöglicht haben. Allen voran gilt unser Dank der Wissenschaftsmanagerin Frau Dr. Iris Kläßen, die unsere Idee sofort tatkräftig aufgegriffen hat und ohne deren Netzwerk ein solch profundes Treffen der Städte der Wissenschaft in Lübeck nicht möglich gewesen wäre. Gemeinsam danken wir den anderen Siegerstädten, die unsere Einladung mit so großem Interesse angenommen haben und die sich hier im Dokumentationsband engagieren. Zu danken ist auch den Lübecker Stiftungen, die die Arbeit des ZKFL finanzieren, und ein besonderer Dank geht dabei an die Gemeinnützige Sparkassenstiftung, deren Unterstützung die Tagung möglich gemacht hat. Last but not least gilt unser Dank den vielen Helfern bei der Realisierung der Tagung – und schließlich Herrn Bürgermeister Bernd Saxe, der die Tagung eröffnete, und dem Präsidenten unserer Universität, Herrn Prof. Dr. Peter Dominiak, der es sich nicht nehmen ließ, im Familienzentrum St. Lorenz Süd persönlich das Konzept für den BioMedTec Wissenschaftscampus vorzustellen.

Lübeck, im Februar 2013

Cornelius Borck und Hans Wißkirchen, Sprecher des ZKFL



Spannende Diskussionen: Rainer Lisowski moderierte die Tagung der sieben Siegerstädte im ZKFL.

Ein Wettbewerb gibt Impulse

Fachtagung der sieben „Städte der Wissenschaft“

Iris Klaßen

Wenn es um den Titel „Stadt der Wissenschaft“ ging, fieberten seit 2005 Bürgermeister, Hochschulpräsidenten, Unternehmer, Kommunikationsprofis und ganze Städte gemeinsam dem Auftritt im Wettbewerb entgegen. Im vergangenen Jahr hat der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft zum siebten und letzten Mal diesen Titel an Lübeck – „Stadt der Wissenschaft 2012“ – vergeben.

Alle Titelträger (Bremen, Dresden, Braunschweig, Jena, Oldenburg, Mainz, Lübeck) haben den Nachweis erbracht, welchen hohen Stellenwert Wissenschaft und Bildung im städtischen Leben einnehmen. Sie nutzen ihr Potenzial in Wissenschaft und Bildung für die regionale Entwicklung und Profilbildung. Verbunden mit dem Titelgewinn war die Erwartung des Stifterverbands, dass die Siegerstädte ein Jahresprogramm entwickelten, das die Bürger für Wissenschaft und Forschung begeistert und aus dem nachhaltige Projekte entstehen. So wurden Hochschulen, Unternehmen, Vereine und Organisationen zu Grenzgängern. Sie blickten weit über den Tellerrand hinaus und arbeiteten gemeinsam an einer Vision für die jeweilige Wissenschaftsstadt.

Der Stifterverband betont: „Alle bisherigen Siegerstädte wussten – wie in einem Kaleidoskop – durch neue Verbindungen zwischen den städtischen Gruppen, kreative Ideen, Begeisterung und nachhaltige Kontakte zwischen allen Beteiligten zu überzeugen.“ Wie lautet nun also das Erfolgsrezept für die wissenschaftsbasierte Stadtentwicklung?

In Lübeck sind vielfältige Akteure daran interessiert, die Stadt durch Wissenschaft und Forschung zukunftsfähig zu machen. Das Wissenschaftsmanagement Lübeck wirkt hierbei seit 2009 als zentrale Koordinierungsstelle, die von Förderern aus Wirtschaft, Wissenschaft, Stadt und maßgeblich den Stiftungen getragen wird. In diesem Miteinander liegt eine große Chance, dass der Paradigmenwechsel gelingt. Das gilt für alle Städte, Regionen und insgesamt den Wissenschaftsstandort Deutschland. In diesem Zusammenhang war das Treffen der sieben Wissenschaftsstädte zum Abschluss des Wettbewerbs in Lübeck 2012 ein guter Auftakt, um seine Nachhaltigkeit für die nächsten Jahre überregional zu sichern. Neue Herausforderungen auf deutscher und europäischer Ebene stehen für Knowledge Cities bereits vor der Tür.

The image features a white background at the top. Below it is a grey, wavy horizontal band. Underneath the grey band is a series of thin, blue, wavy lines that create a sense of motion and depth. The bottom half of the image is a solid, medium-blue background. The text 'Das Wissen in den Städten' is centered in white, sans-serif font, spanning across the grey band and the blue lines.

Das Wissen in den Städten

Wissensbasierte Stadtentwicklungen

Zwischen individuierter Profilbildung, translokaler Vernetzung und Verschärfung der Städtekonkurrenz

Ulf Matthiesen

**„Cities are the greatest creations of humanity“
(Daniel Libeskind)**

**„Science, if left alone, will kill us“
(Peter Fend)**

Zunächst habe ich zu danken für die ehrende Einladung, Ihre Tagung mit einem Impulsreferat während des Abendessens, also mit einem Dinner Speech, anzuregen. An dieser Einladung haben mich sofort zwei Aspekte gereizt: einmal der enorme bürgergesellschaftliche Elan, mit dem hier in Lübeck während der letzten Jahre für den Erhalt der Universität gekämpft wurde; dann die mit der Einladung ausgesprochene Lizenz zu einer kritischen Selbstreflexion in Sachen ‚wissensbasierte Stadtentwicklungskonzeptionen‘.

Mein zentraler Fokus wird heute Abend sein, Ihnen auf dem Boden unserer Forschungs- und Politikerfahrungen etwas vom wechselvollen Ineinander von Lokalem mit Translokalem, von der Spezifik ‚wissensbasierter‘ Stadtentwicklungen zu berichten – immer im Kontext allgemeinerer regionaler bis globaler Faktoren natürlich.

Das ist nicht gerade wenig, ich weiß. Aber darunter geht es kaum im labyrinthisch-komplexen Verweisungsfeld von *knowledge-based city developments*. Erlauben Sie mir immerhin, zur Auflockerung des Folgenden den schönen kulinarischen Kontext, in dem wir uns heute Abend glücklich bewegen, als fünfgängiges Diskurs-Menü zur Geltung zu bringen. Servieren wir also gleich den ersten besonders gaumenschmeichelnd-vorbereitenden Gang:



Der Städteforscher Ulf Matthiesen präsentierte bei der Tagung ein fünfgängiges Diskurs-Menü.

Amuse Gueule: Zum kulinarischen Dreiklang von Wissen, Stadt UND Essen

Drei Punkte nur zu diesem Dreiklang:

1. Denken wir zunächst an Bologna, Heimstatt der ältesten Universität der westlichen Welt. Bologna hat sich seit dem Spätmittelalter das faszinierend-ge-spannte Eigenlabel: „Città dotta e grassa“ gegeben und das zu einem veritablen Stadtmythos ‚kultiviert‘: „Die gelehrte und die fette Stadt“ also. Wissen, Essen, Stadt in einem einzigen, vollmundigen, mythenschwangeren Bild. Und das nicht allein der Mortadella wegen.¹ Wobei uns heutigen Bulimie-Diskurs-geschädigten Stadtforschern die frivole Feier des Geschmacksträgers Fett natürlich nicht mehr so leicht von den Lippen perlen mag. Eher beteiligen wir uns – beleidigten Leberwürsten ähnlich – an vom Bund finanzierten Forschungsprojekten unter dem auch nicht glücklicher machenden Frage-Titel: „Macht Stadt fett?“ Schade eigentlich. Aber selbst hier: Essen, Stadt, Wissen-Wollen! Auf dem Weg zu einer urbanistischen Ideenküche.

2. Eine der einfluss- und einfallsreichsten Schematisierungen der Stadtentwicklung stammt von Cedric Price: Ihm gelang es, das Wissen um die drei wichtigsten Etappen der städtischen Entwicklungsgeschichte mit Zubereitungsformen von Hühnereiern zu erläutern: „The City as an Egg“ also: *boiled*, *fried* und *scrambled*.² Und wer wollte leugnen, dass die Lübecker Altstadtinsel ganz nahe herankommt an die Price'sche Idealform eines gekochten oder harten, leicht nach Nordwest abgeknickten Hühnereis? Also auch hier: Wissen, Stadt und Food in schöner konzeptioneller Nähe.

1 Montanari, Massimo, Bologna Grassa. La Costruzione di un Mito, Bologna, 2004

2 Price, Cedric, The City as an Egg. Das Ungewisse, in: Arch+, Vol. 109/110, 1991

3. Und noch penetrierender an unserm Abendthema dran: Die neuen Wissensnomaden der Knowledge Cities haben mit ihrer höheren Berufsmobilität natürlich auch weit reichendere und komplexere internationale Verköstigungserfahrungen in den Geschmacksknospen ihrer Mundhöhlen („hegelianisch“) aufgehoben. Diese Erfahrungen tragen sie jetzt, wie wir beispielhaft in unseren Forschungen zur Knowledge Pearl Heidelberg gesehen haben, als urbane Ansprüche an die Conviviums-Chancen ihres neuen ‚wissensbasierten‘ Arbeitsortes heran. Mindestens drei Kulinarik-Orte lassen sich dabei genretypisch unterscheiden:

- Ein Kulinarik-Ort für ‚Auf die Schnelle‘, für ‚Zwischendurch‘, auch schon mal im Stehen und Fingerfood-mäßig, aber nicht ohne Anspruch – zugleich immer mit der latenten Erwartung, von der oder dem Anderen Neues, das noch nicht im Netz steht, zu erfahren;

- Dann das langsamere, kriterien-bewusste Convivium und seine abgessenen *places*, mit Gesprächen über Gott und die Welt und die Geschlechterlandschaften und weitere wichtige Arbeits- und Lebensfronten. Auf der Verköstigungsflanke sind hier nicht selten inzwischen leichtere regionale Food-Varianten eines *urban terroir* auf dem Vormarsch.

- Daneben werden in Wissensstädten kommunikative Orte immer wichtiger, an denen man temporär aus dem *rat race* wissensbasierter Karrieremuster aussteigt, wo eher Musik, Bewegung, Lifestyle, heterogene Geschlechterarrangements und Cocktails angesagt sind. Früher hieß das mal: „Die Seele baumeln lassen!“

Ein kurzer, nur oberflächlich informierter Seitenblick auf Lübeck zeigt schließlich, dass sich auch hier erhebliches Potenzial für eine weitere und systematischere Verstärkung der Beziehungen zwischen Wissen, Essen und Stadt finden lässt. Vielleicht aber könnte sich „Lübeck als geistige Lebensform“ (wie einer der großen Söhne der Stadt diese bekanntlich genannt hat) noch entschlossener zu Lübeck als eben auch kulinarisch grundierter Wissens- und Lebensform öffnen. Neben den Hanse- und Kolonialwaren-Traditionen, die weiter auf der Ebene lokalen Zubereitungswissens präsent sind und praktiziert werden, neben ‚Lübecker National‘ und ähnlichem Gut-Bürgerlichem also, finde ich beispielsweise frappierend, dass in den Stadtplänen und Stadtkarten von Lübeck Cafés (insbesondere natürlich das EINE) als gesellige Orte des Austausches von Wissen, Meinung und Vermutung sehr deutlich markiert sind – und zwar auf gleicher Augenhöhe mit den berühmten Kirchen, dem Rathaus, den Kaufmanns- und Schiffergesellschaftshäusern. Und man kann es als einen schönen Zufall nehmen, dass gerade in der vergangenen Woche ein junger Küchenchef aus Travemünde den dritten Stern im Guide Michelin ergattert hat (Kevin Fehling, La Belle Epoque, eher klassisch orientiert, aber moderne Technik einsetzend).

Vorspeise: Gesellschaftliche Dynamiken und räumliche Kontexte wissensbasierter Stadtentwicklungen

Keine Angst, ich werde Sie jetzt nicht mit der 27. Auflage der *essentials* der Wissensgesellschaft im Allgemeinen und ihrer ‚wissensbasierten‘ Städteformationen im Besonderen langweilen. Wer Genaueres wissen will, kann in einer Fülle von Literatur, unter anderem in unseren Büchern zum „Wissen der Städte“, manches nachlesen.³ Gleichwohl ist vieles an diesen Zusammenhängen, Kausalitäten und

3 Vgl. u. a. Matthiesen, Ulf/Mahnken, Gerhard (Hrsg.), Das Wissen der Städte. Neue stadregionale Entwicklungsdynamiken im Kontext von Wissen, Milieus und Governance, Wiesbaden, 2009

nicht-intendierten Effekten noch nicht sehr klar, gegenläufigen Behauptungen und Politiken zum Trotz. Der Themen-Dampfer „Wissen und Stadt“ *floated* also gleichsam weiterhin auf einem Meer von Nicht-Wissen.

Ich greife ein paar mir für den Lübecker Kontext besonders relevant erscheinende Punkte heraus, ohne das gesamte Feld wissensbasierter Stadtentwicklungen hier aufspannen zu können (und zu wollen).

„Cities are the greatest creations of humanity“, hat Daniel Libeskind kürzlich behauptet. Dagegen wurden große und mittlere Städte jahrzehntelang eher als Problembären gehandelt. Manche Stadtforscher diagnostizierten gar gegen Ende der 1990er Jahre das „Verschwinden“ der Städte im Agglomerationsbrei der Stadtregionen. Seit einem Jahrzehnt aber treten Städte wieder als markante Akteure und Treiber gesellschaftlicher wie kultureller Entwicklungen auf den Plan. „Wie Phönix aus der Asche“ hat Dieter Läßle diese Wiedergeburt der Städte als Treiber gesellschaftlicher Entwicklungen auf der realen wie der Diskurs-Seite vor einigen Jahren betitelt.⁴ Die eigensinnigen Strukturbildungen moderner Städte wurden zuvor lange Zeit lediglich als räumlicher Ausfluss von sozioökonomischen und gesellschaftlichen Makro-Prozessen wahrgenommen (Industriestadt, Dienstleistungsstadt, Stadt des Postfordismus etc.). Damit geriet deren jeweilige Spezifik und Dynamik aus dem Blick. Noch verstärkt wurde das durch die flankierende Vermutung, dass der Typus der modernen Stadt sich weltweit ausbreiten und nach identischen Mustern entwickeln würde. Das führe zu einer Angleichung von Stadtstrukturen, Infrastrukturbedarfen, Suburbanisierungsmustern und Urbanitätsformen quer durch die Kontinente. Diese Grundannahmen haben sich in vielfältiger Weise als ungenügend, teilweise sogar als krass irreführend erwiesen.

Zugleich wird immer deutlicher, dass wir mit den differenzierten wissensbasierten städtischen Entwicklungsdynamiken keineswegs einen ewigen Sonntag der Menschheits- und Gesellschaftsgeschichte etabliert haben. Neue Herausforderungen und Krisendynamiken sind deutlich am Horizont erkennbar oder längst mitten unter uns: Zu Klima, Wasser, Finanzen, Infrastrukturen, Abfallbeseitigung und weiter steigenden Versiegelungsraten treten jetzt insbesondere neue Disparitäten hinzu.

Zugleich aber profilieren sich die Städte selbst immer markanter als Groß-Subjekte mit eigener Statur, als Netzwerk-Gestalten mit eigener Identität, mit eigenen *brands* und spezifischen Leitbildern der Entwicklung. Insbesondere lassen sie sich durch das wachsende Gewicht von Wissen, Bildung und Humankapital sowie durch eine enorme Ausdifferenzierung entsprechender Akteure und Institutionen in den Städten kennzeichnen: Neben Universitäten, Fachhochschulen und Forschungseinrichtungen (privat/öffentlich) treten eine Fülle von allgemein-, berufs-, bewusstseins- und/oder körper-bildenden Institutionen. Parallel dazu sehen wir neue bürgergesellschaftliche Aufbrüche (Stuttgart 21), neue Urbanitätsformen und hedonistischere Lebensstile, die durchaus auch neue asketischere Varianten des maßvollen und kriterienbewussten Konsums einschließen (Veganismus, Locavores etc.). Zum Teil durch diese Entwicklungen verursacht oder forciert, werden neue Urbanitäts-Ansprüche an die Stadt formuliert.

Zeitgleich entwickelt sich ein neues Paradigma der Stadtforschung unter der *catch phrase* „Die Eigenlogik der Städte“.⁵ Erklärungs- und Beschreibungsziel dieser aktuellen urbanistischen Analysen ist es jetzt, die Besonderheit dieser

4 Läßle, Dieter, Phönix aus der Asche. Die Neuerfindung der Stadt, in: Berking, Helmuth/ Löw, Martina, Die Wirklichkeit der Städte, Baden-Baden, 2005, S. 397-413

5 Berking, Helmuth/Löw, Martina (Hrsg.), Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt/New York, 2008

Stadt, die Spezifik besonderer Städte zu rekonstruieren – natürlich in relationalen Bezügen und Vergleichen zu anderen Städten – und sie dann auch städteplanerisch und baulich als besondere Städte weiter zu profilieren.⁶ Damit geraten etwa die Eigenarten der spezifischen Stadt, ihre Atmosphäre, das individuelle Kompetenzprofil, die räumliche Gesamtgestalt, die Besonderung urbaner Kreativität, die Heterogenität der Stadtkultur und ihrer Subkulturen in den Fokus. Übrigens auch lange Listen mit entsprechenden Defiziten und nicht zukunftsfähigen Pfadentwicklungen, mit Fragmentierungen der Stadtgestalt, langweiligen Schema-F-Schuhkartonmoderne-Innenstädten, gesichtslosen Gewerbegebieten, Vororten als ‚toten‘ Schlafstädten und so fort.

Meine These ist nun: Mit dieser neuen urbanistischen Brille können wir deutlicher sehen, wie Stadt- und Wissenslandschaften, deren physisch-räumliche, siedlungsstrukturelle, baukulturell-ästhetische wie urbane und alltagspraktische Potenziale durch den Entwicklungs- und Individuierungstreiber Wissen gemeinsam geprägt werden. Sie ko-evoluieren also miteinander. Wissen, so meine These, gehört danach zu der eng umgrenzten Gruppe von wichtigen Treibern und Verstärkern eigenlogischer Entwicklungen. Aufgabe der Forschung und Stadtentwicklung wird es dann zunächst, den zentralen Code der jeweiligen Wissens- und Wissenschaftsstadt zu entdecken und zu rekonstruieren. Dazu haben wir den Forschungsansatz der KnowledgeScapes entwickelt.⁷ Ich gehe hier nicht darauf ein.

Zwischenfazit: Wissensbasierte Raumentwicklungen in posttraditionalen Wissensgesellschaften werden einmal von erheblichen ökonomischen Optionen und Erfolgen vorangetrieben. Wissensbasierte Ökonomieformen, insbesondere dort, wo enge Transferbezüge zwischen Forschung, Entwicklung und Produktion realisiert werden, auf der allerdings häufig windungsreichen Wegstrecke *from lab to market*, sind dabei wesentliche Treiber. Daher investieren viele Städte in die sogenannten Wissensökonomien und versuchen, gut ausgebildete Wissensarbeiter anzuziehen (*brain gain*).

Zugleich aber entstehen eine ganze Reihe neuer Herausforderungen. Ich nenne hier drei solcher Herausforderungen, die alle die Wissensseite betreffen:

Erste Herausforderung: Wir stellen im letzten Jahrzehnt eine (möglicherweise sogar systematische) Zunahme von räumlichen Disparitäten etwa zwischen geclusterten Gewinneräumen (denken Sie an die berühmt-berüchtigte Blaue Banane) und neuen Peripherien fest – *brain drain* ist häufig ein Treibsatz oder Verstärkungsmechanismus dafür. Diese – inzwischen auch auf europäischer Ebene kartierbaren – neuen Wissens-getriebenen Disparitäten bringen massive Kohäsionsprobleme innerhalb wie zwischen unterschiedlichen Städten und Regionen auf die Tagesordnung. Auf der EU-Ebene versucht man daher seit etwa 2007 deutlich von einer reinen ‚wissensbasierten‘ Innovations- und Wachstumspolitik (und ihren nur ungern explizit eingeräumten systematisch erzeugten Disparitäten) umzusteuern hin zu Entwicklungen, die neue Balancen zwischen innovationsgetriebener *diversity and social cohesion* ermöglichen, also zu neuen Balancen zwischen Vielfalt und Zusammenhalt führen.

Neben Innovation tritt zudem Resilienz als Stress-Resistenz und flexible Maxime eines Auf-Sicht-Fahrens-von-komplexen-Entwicklungen als neue Leitvokabel auf den Plan. Dadurch wird für Stadtentwicklung das Wissen um die Unverwundlichkeit und Elastizität ökologischer Systeme zu einer wichtigen Richtschnur. In

6 Löw, Martina/Terizakis, Georgios (Hrsg.), Städte und ihre Eigenlogik. Ein Handbuch für Stadtplanung und Stadtentwicklung, Frankfurt/New York, 2011

7 Matthiesen, Ulf, KnowledgeScapes. A new Conceptual Approach and Selected Empirical Findings from Research on Knowledge Milieus and Knowledge Networks, in: Meusburger, Peter/Glückler, Johannes/el Meskioui, Martina (Hrsg.), Knowledge and Economy, Berlin, 2013

den aktuellen Stadtentwicklungsdiskursen in Deutschland beginnt diese Debatte gerade zu zünden, ganz prononciert vorangetrieben etwa vom einflussreichen Altmeister des Städtebaus, Thomas Sieverts.⁸

Zweite Herausforderung: Eine rapide Beschleunigung von Umbruchprozessen. Denken Sie nur an die weiter abnehmende Halbwertszeit der Gültigkeit von Wissen in seiner ganzen Bandbreite – von naturwissenschaftlichen Wissensformen bis zum Steuerungs- und Planungswissen, von den sozialwissenschaftlichen Wissensbeständen zu Inklusion und Kohäsion bis in die geisteswissenschaftliche Forschung und die schnell wechselnden Hypes der Erziehungswissenschaften hinein. Man geht inzwischen von einer Gültigkeitsdauer von nicht mehr als drei bis fünf Jahren aus. In einigen gesellschaftlichen Feldern ist diese Zeitspanne sogar noch erheblich kürzer. Sinnfällig wird sofort, welche exorbitante Veränderungsdynamik damit in die ‚wissensbasierten‘ Institutionen, Netzwerke und Städte eingesenkt ist. Wir haben uns fast schon daran gewöhnt und es in den großen Korpus lebensweltlichen Wissens mit dem Geltungsmodus eines *taken for granted* (Alfred Schütz, Thomas Luckmann) integriert. Nur in Krisenphasen werden wir uns dieser rapiden und weiter wachsenden Beschleunigungen noch bewusst. Dann allerdings massiv. Und nicht selten zu spät.

Dritte Herausforderung: Die zunehmende Rolle von Nicht-Wissen, etwa die Vermehrung der Springprozeptionen zwischen Expertise und Gegenexpertise. Das lässt sich ausziehen bis hin zu Peter Fends bitter-bösem Wort: „Science, if left alone, will kill us!“ Gegen die ungezügelten Eskapaden eines forschungsethisch ungebremsten Weiterbohrens und Weiterbastelns an Genomen, Waffensystemen und Hirnarealen geraten wir also schnell in Grenzbereiche von Humanität, in denen Nicht-Wissen eine endemische Heimstatt hat.

Damit ist hinreichend deutlich gemacht, dass die Wissensseite der ‚wissensbasierten‘ Stadtentwicklung durchaus nicht ohne Tücken ist. Als Faustregel in dieser Lage bleibt nur: Wir müssen näher hinschauen, wir müssen uns fast schon ethnographisch auf die sehr besonderen Bedingungen der Wissensarenen einlassen und vor allem gemeinsam Diskurse führen – wo immer möglich unter Einschluss der Bürgergesellschaft und ihrer Kenntnisformen.⁹ Und dann klären, was wir wissen, was wir nicht wissen und was wir wollen.

Für Lübeck erscheint mir der Rückgriff auf die große Hanse-Tradition und seine Verkopplung mit dem Wissens-Impuls zunächst als sehr geschickt: „Wissens-Hanse“ („Die neue Hanse handelt mit Wissen“, Entwicklungskonzept des Wissensmanagements Lübeck, S. 38) als Marke ist gut gewählt. Das stellt die Stadt allerdings unter einen enormen Anspruch und Realisierungsdruck. Und diese Marke muss von einer Designer- oder Planer-Marke zu einem zentralen Code für die Stadtentwicklung insgesamt weiterentwickelt werden und damit im Alltag der Bürger ankommen: als generativer Code für viele der wichtigsten Lebensbereiche dieser Stadt. Auch die Priorisierung von Medizin, Medizintechnik, Biowissenschaften und insgesamt den Naturwissenschaften erscheint sinnvoll.

Zugleich muss aber noch stärker die Disparitäten-Problematik mit in den Blick genommen werden: Wer wird ausgeschlossen von dieser ‚wissensbasierten‘ Bewegung Lübecks, wer fällt zurück? Wie werden Polarisierungen in der Stadt überbrückt? Damit wird eine neue Balancierung von ökonomisch einschlägigen

8 Sieverts, Thomas, Resilienz – Zur Neuorientierung des Planens und Bauens, in: *disP* 188, 2012, S. 83 ff.

9 Matthiesen, Ulf/Reisinger, Eva, The Zone of Knowledge Transactions. Recent tendencies in knowledge production, knowledge sharing and the trading of knowledge from a socio-spatial perspective, in: Atkinson, Rob/Terizakis, Georgios/Zimmermann, Karsten (Eds.), *Sustainability in European Environmental Policy: Challenges of Governance and Knowledge*, London, 2011, S. 94-114

Innovationen mit sozialen Kohäsionsansätzen vor Ort zur zentralen Aufgabe der Stadtentwicklung und ihrer urbanen Kulturformen.

Der urbanistische Glücksfall von Studenten als Sprachrohr für ihre Universität, eine für ihre Bildungs- und Forschungsinstitutionen kämpfende Bürgergesellschaft und mit dem Wissenschaftsmanagement einen Kümmerer dazwischen: All das sind dabei extrem wichtige Potenziale für das Stadtprofil und insofern kaum zu überschätzen. Besser geht's nicht.

Andererseits drohen natürlich aus dem Mehrebenensystem der überlokalen Politik weitere Zumutungen und Herausforderungen. Dies Schicksal teilt Schleswig-Holstein übrigens mit anderen ‚armen‘ Ländern wie Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen-Anhalt etc. Die Schuldenbremse wird vermutlich bald – dann noch verschärfter – wieder greifen. Dafür müssen Städte und ihre Wissens-, Bildungs- und Forschungsinstitutionen gut aufgestellt sein. Um so wichtiger werden Profilierungen, wird das Herausstellen von Alleinstellungsmerkmalen, von singulären Kompetenzarrangements, die für Lübeck typisch sind – und die neue nachhaltige translokale Vernetzungen erlauben.

Die Frage, ob sich ärmere Bundesländer mehrere Universitäten zugleich leisten können, ist also, so vermute ich, nur zeitweise vom Tisch. Diese Frage wird wiederkommen. Dann müssen Lübeck, seine Stiftungsuniversität und die Fachhochschule, die Musikhochschule, die Bildungs- und Forschungseinrichtungen mit einem faszinierenden, geschlossenen Konzept gewappnet sein, nicht defensiv, sondern offensiv agieren. Die Leitidee der „Wissens-Hanse“ kann hier helfen, muss aber auch historisch weiter unterfüttert und präzisiert werden. Zudem: Eine Stiftungsuniversität wird sicher zu mehr Handlungsspielräumen – auch gegenüber der Kieler Universität – führen. Die zunächst begrenzten Ressourcen werden die Pläne allerdings von Anfang an nicht in den Himmel wachsen lassen. Sicher ist nur, dass sich die Konkurrenzdynamiken zwischen den Universitätsstädten weiter verschärfen werden. Dafür müssen Stadt wie Universität gut gerüstet sein und ein überzeugendes, stimmiges Gesamtkonzept entwickeln, das sich nicht so schnell mit haushalterischen Sachzwängen ‚aufknacken‘ lässt.

Lübeck gehört zur Riege mittlerer Großstädte mit kleiner neuer Universität. Lübecks Universität ist exzellent und hoch gerühmt in der Lehre, gut in der Forschung. Vielleicht sollte sich Lübeck am Profil-Typ einer „exzellenten Lehr-Universität“ versuchen? Hier hätte Lübeck möglicherweise sehr gute Chancen.

Die Gefahr der weiteren Peripherisierung im Prozess wissensbasierter Clusterungen ist damit natürlich nicht vom Tisch. Sie scheint für wissensbasierte Raumentwicklungen endemisch zu sein. Skalendefizite an peripheren Standorten lassen sich einmal natürlich durch stärkere Kooperationen etwa mit der Metropolregion Hamburg ausgleichen (Internationaler Hub-Flughafen Fuhlsbüttel etc.).

Wichtiger noch scheint mir aber, die Eigenlogik dieser besonderen Universitätsstadt Lübeck

- a) noch genauer zu rekonstruieren, dann
- b) gezielt in einem zentralen Code zu bündeln.

Das lässt sich kaum nebenbei und ad hoc oder per Schnapsidee erfinden, sondern nur aus sozial geteilten Deutungsmustern rekonstruieren. Dieser Code wird sicherlich etwas aufgerauter sein oder mehr *crusty* daherkommen, als es das



Stadtmarketing in einer ersten Runde gerne hätte. Allerdings perlt es dafür auch nicht folgenlos an den Alltagsdeutungen der Lübecker ab. Auf alle Fälle muss der Code auch latenter operierende gegenläufige Identitätsdeutungen der Stadt mit aufnehmen (denken wir noch einmal an Bolognas ‚unkorrekten‘ Stadtmythos von der „Città dotta e grassa“, der gelehrten und der fetten Stadt).

Mit dem unverwechselbaren Profil als individuierte Wissens- und Wissenschaftsstadt und einem erzeugungsmächtigen real geteilten Entwicklungscode kann Lübeck als Attraktionsstandort über kommende Untiefen hinweg sichtbar und erfolgreich bleiben.

Für die Rekonstruktion derart latent operierender Codierungen, die die Mut machende proaktive Programmatik der Stadt der Wissenschaft unterfüttern, aufrauen und resilient machen können, scheinen also gezielte, konzentrierte Untersuchungen zu zentralen Deutungsmustern dieser Stadt in der Binnen- wie in der Außenperspektive nötig.

Bis dahin lassen sich einige von Thomas Manns eher kryptischen Formulierungen über seine Heimatstadt¹⁰ und deren Botschaft einer Dialektik von Verbürgerlichung und Entbürgerlichung neu bedenken: etwa die relativ tiefschürfenden Worte von der „latenten seelischen Epidemie“ in Lübeck oder von der Psyche dieser Stadt-Individualität oder gar vom „heimlich umgehenden und nicht ganz geheuren Stadtpuk“. Letzteren sieht Thomas Mann sowohl im eigenen Falle wie in dem seines Bruders als kausale Ursache für die eigenen starken Entbürgerlichungstendenzen. Ein interessantes Arrangement von Deutungen, das man jetzt noch einmal durch den präzise und unerbittlich arbeitenden Fleischwolf des neuen Urbanismus à la ‚Eigenlogik der Städte‘ hindurchdrehen könnte.

Urbanistischer Glücksfall Lübeck: Studenten und Bürgergesellschaft kämpften 2010 erfolgreich für den Erhalt der Universität.

10 Mann, Thomas, Lübeck als geistige Lebensform, Potsdam, 1926/2005

All das aber will, wie wir im ersten Teil verabredet haben, zwar neu bedacht und weiter besprochen werden – aber ohne darüber das attraktive, anregende Essen und Trinken sowie die damit gestiftete Kommunikation eines Conviviums zu vergessen. Wir schreiten damit zum ersten Hauptgericht.

Erstes Hauptgericht also. Formen und Typen wissensbasierter Stadtentwicklung: Stadt der Wissenschaft, Wissenschaftsstadt, Knowledge Hot Spots, Knowledge Pearls – und die Wissensstadt

Die zunehmende politische und wirtschaftliche Bedeutung von Wissensindustrien hat viele Städte nicht nur in Europa veranlasst, die Stadt als Wissenschafts- und Wissensstandort mit starker *knowledge economy* zu profilieren. Für die konkrete Stadtgestaltung bedeutet das: Einmal gab es vielfältige Aktivitäten zur Intensivierung der sachlichen und kommunikativen Zusammenarbeit zwischen den oft sehr zerstreut liegenden Wissenschafts- und Bildungseinrichtungen und der Stadt. Daneben wurden im letzten Jahrzehnt vielerorts Anstrengungen unternommen, das städtebauliche Umfeld von Wissensinstitutionen, also insbesondere das der lokalen Hochschulen und Technologieparks, zu verbessern. Dabei ging es in der Regel darum, die ursprünglich vorwiegend an funktionalen Erfordernissen ausgerichteten Standorte für alle Nutzergruppen, also für Wissenschaftler und Studierende, aber auch für Transfer-Partner, Besucher sowie die im Umfeld der Wissensräume lebenden und arbeitenden Bewohner der Stadt attraktiver zu machen. Ziel war es, sie besser in Stadtstruktur und Stadtlandschaft zu integrieren, funktional wie räumlich. Damit sollten diese Orte ‚urbaner‘ gemacht werden, ein für Planungsbemühungen nicht ganz leichtes, mit nicht-intendierten Effekten reich garniertes Unterfangen, wie man inzwischen weiß. Mit sehr aufwendigen und langwierigen internen und lokalen Abstimmungsprozessen wurden dafür neue Leitbilder und städtebauliche Masterpläne erstellt sowie strategische Konzepte entwickelt, die die schrittweise Umsetzung ‚wissensbasierter‘ Leitbilder möglich machen sollten.

Ein paar Begriffsbestimmungen zu Kopplungsformen von Stadt und Wissen können in diesem Zusammenhang hilfreich sein, auch weil unsere Lübecker Tagung mit ihrem Titel „Von der Stadt der Wissenschaft zur Wissenschaftsstadt“ eine, wie ich denke, relativ starke Entwicklungsthese nahe legt.

Wissenschaftsstadt (Science City): Mit diesem Begriff werden in der internationalen Stadtforschung Teilräume einer Gesamtstadt bezeichnet, die eindeutig durch Netzwerke, Bauten und Infrastrukturen aus dem Bereich der Wissenschaft, von Forschung und Entwicklung, durch Bildungs- und Lerninstitutionen sowie zunehmend jetzt auch durch verstärkte Wissenschaft-Wirtschaft-Kopplungen *from lab to market* geprägt sind. Bis in die 1990er Jahre häufig campusförmig angelegt, sind diese Wissenschaftsstädte zumeist durch fußläufige Nähebeziehungen zu komplementärem professionellem Wissen gekennzeichnet. Immer deutlicher wurden andererseits gravierende Urbanitätsdefizite, die zugleich auf neue Lebensstilbedarfe unter Studierenden, Forschenden wie Lehrenden trafen. Aktuellere Neuplanungen von Science Cities versuchen daher von vornherein, die solitären Wissenschaftsbauten mit urbaneren Strukturen zu mischen, sodass

diese Teilstädte in ihren gelungenen Exemplaren auch positiv auf die Gesamtstadt auszustrahlen beginnen. Den Tagungstitel „Von der Stadt der Wissenschaft zur Wissenschaftsstadt“ lese ich vor diesem Hintergrund daher so, dass auch hier eine engere Verklammerung von wissens- und wissenschaftsbasierter Entwicklung mit urbaner Stadtentwicklung insgesamt ins Auge gefasst wird.

Knowledge Hotspots: Noch stärker auf Wachstumseffekte aus der *knowledge economy* hin orientiert, haben sich im letzten Jahrzehnt in Europa eine ganze Reihe von sogenannten Knowledge Hotspots entwickelt, teilweise auch von der EU gefördert und mit Begleitforschungen flankiert. Damit sind *science quarters*, *creative districts*, Unternehmens- und *urban campuses*, Wissenschaftsparks und andere ähnlich ‚Heiße Punkte‘ in der Stadt gemeint. Eine überragende Rolle spielen hier einmal systematische Forschungs-Wirtschafts-Transfers. Zudem zieht ein neuer Ton ein beim Bemühen um die Attraktivitätssteigerung und identitäre Ladung dieser Standorte: „The key to any successful knowledge hot-spot development is that knowledge workers should feel happy to work, live, and – at times – relax there.“¹¹

Nachgerade pfiffig erscheinen etwa auf dem Firmencampus von Philips in Eindhoven folgende architektonische Arrangements: Sämtliche *food facilities*, also die Orte des gemeinsamen Essens und Trinkens, sind in einem schönen, zentral gelegenen Gemeinschaftsgebäude, *The Strip* genannt, zusammengefasst. Desgleichen alle Besprechungs- und Konferenzräume für Meetings mit mehr als acht Personen. Man sieht, wie hier architektonisch und quartiersplanerisch mit relativ einfachen Zügen schon urbane Strukturen der Begegnung sowie neue Kommunikationsbedürfnisse adressiert werden. Und nicht zuletzt wird der schönen Kunstform des Conviviums zumindest entgegengebaut.

11 Van Winden, Willem, *Creating Knowledge Hotspots in the City: A Handbook*, URBACT/REDIS, 2011, S. 3

Die Beispiel setzende Wissenschaftsstadt Otaniemi, Finnland. Im Vordergrund der Campus der Technischen Universität Helsinki.



Vieles davon ist übrigens schon in der immer noch Beispiel setzenden Wissenschaftsstadt Otaniemi bei Helsinki vorweggenommen worden: Otaniemi als Wissensstandort wird seit mehr als einem halben Jahrhundert am Rande der Stadt Helsinki in einem landschaftlich sehr reizvollen, 135 ha großen Gebiet der Nachbarstadt Espoo (2000: 210.000 Einwohner) profiliert. Grundlage für die strategische Entwicklung des Gebietes am Wasser war ein Master Plan von Alvar Aalto, der den städtebaulichen Wettbewerb für das Projekt 1949 gewonnen hatte. Seit dem Jahre 1950, also inzwischen über Jahrzehnte hinweg, wird dieser Plan für die Entwicklung des Wissenschaftsstandortes schrittweise umgesetzt. Das Areal beherbergt heute die Technische Universität Helsinki, Wohnungen für Lehrende und 2.000 Studierende, ein kleines Einkaufszentrum, ein Kongresszentrum sowie – in einem an das ursprüngliche Wettbewerbsgebiet angrenzenden Gebiet – die größte Konzentration von Hightech-Unternehmen in Finnland (Technopolis), darunter das Hauptquartier von Nokia, sowie die finnischen Unternehmenszentralen von Microsoft, Kone oder Fortum. Die Bauten sind schön in eine Landschaft eingebettet, für die ein naturnaher Landschaftsplan erstellt wurde. Neben Alvar Aalto haben sich fast alle führenden Architekten Finnlands an der Verwirklichung des heute denkmalgeschützten Wissenschafts- und Forschungsstandortes beteiligt. Aus finnischer Perspektive ist das als nationales Gesamtkunstwerk geschützte Otaniemi ein attraktiver Wissensort mit guten Verkehrsverbindungen (Straße und Bus) zur Innenstadt von Helsinki, die nur 20 Minuten entfernt ist.

Wissensstadt (Knowledge City): Eine andere Form der Profilanreicherung und Konzepterweiterung, die auch gerade für Lübeck interessant sein könnte, wählt die Wissensstadtkonzeption, also der Typus Knowledge City. Einmal nimmt dieser Typ nicht einzelne Stadtquartiere in den Blick, sondern die Stadt als Ganzes. Dann erweitert er drastisch die fokussierten Wissensformen über den disziplinär geordneten Kanon des wissenschaftlichen Wissens hinaus, dem gleichwohl natürlich weiter eine überragende Bedeutung zukommt. Jetzt spielen aber auch lokale Kompetenzen (etwa die speziellen von Hafen-, Hanse- und Kaufmanns-Städten), smartes lokales Steuerungswissen, das Können der Kunsthandwerker einer Stadt oder die hochtechnologischen Weiterentwicklungen von *craftmanship* in computergestützten neuen Tätigkeitsfeldern und deren erfahrungsgespeiste Tricks eine immer größere Rolle, ebenso das Wissen der Migranten und ihre Absorptionsfähigkeiten von fremdem Wissen. Insgesamt geht es dabei also um die schnell sich vervielfältigenden Kernkompetenzen einer zunehmend differenzierter zusammengesetzten Bürgergesellschaft sowie die dazu nötigen Lerndynamiken. Insofern zeigt die Wissensstadt-Konzeption stark inklusive Züge einer in der Tat sozialen und lernenden Wissensstadt.

Kurz erwähnen möchte ich schließlich noch die stadtschaffende Kraft von eher nomadisierenden Kenntnisformen der *urban pioneers*, der Raumpioniere: Für aufgelassene oder aus der Funktion gefallene Stadträume erproben und erkunden urbane Pioniernetze neue Nutzungen. ‚Lebenden Wüschelruten‘ gleich (Johann Georg Hamann) testen sie mit der Verhaltensregel des ethnographischen *nosing around* und daraus gewonnenem konkretem Erfahrungswissen gerade für schwierige oder prekäre Stadträume aus, was da möglich ist, was gar nicht geht.

Mit der Wissensstadt-Option lassen sich die vorhin erwähnten neuen Disparitäten-Gefahren einer ausschließlich auf wissenschaftliche Kompetenz gegründeten Stadtentwicklungskonzeption besser ausbalancieren. Das heißt auch, Stadtteile



und Quartiere, die dem strikteren Skript der reinen Wissenschaftsstadt oder den ökonomisch profitablen Knowledge Hotspots folgen, lassen sich so ausbalancierter in die urbane Textur und ihre Kompetenzarchitektonik rückbetten. Die Stadt als Ganze mitzunehmen, bleibt in deren Wissensstadt mit ihrer Stadtlandschaft von Bildungs-, Wissenschafts- und Forschungsinstitutionen das große Ziel.

Wissen in seinen vielen Formen und Gestalten ist dabei der rote Faden, an dem die Stadt hängt, mit dem sie ihre Zukunft in der Form einer nicht-exklusiven Entwicklungsstrategie der urbanen Kompetenzentwicklung zusammenstrickt.

Wissensperlen (Knowledge Pearls): Die regionalökonomische Forschung hat zusätzlich den Begriff der Knowledge Pearls entwickelt (EURICUR Rotterdam). Damit werden kleine und mittlere hoch innovative Großstädte bezeichnet, die durch eine exzellente Forschungsuniversität innerhalb einer dynamischen Metropolregion ausgezeichnet sind, etwa Cambridge, Löwen, Bologna oder Heidelberg. Offenkundige Skalen-Defizite und Infrastrukturdefizite lösen Knowledge Pearls durch Kooperationen und Kooptationen mit den dynamischen Metropolregionen um sie herum (denken Sie etwa an die Hub-Flughäfen London-Stanstedt oder Frankfurt-International Airport).

Lassen Sie mich einige Forschungsergebnisse aus einem Projekt skizzieren, das wir für eine dieser Knowledge Pearls, für Heidelberg, erarbeitet haben, zur Vorbereitung der „Internationalen Bauausstellung Heidelberg“ (IBA).¹² Die Heidelberger IBA mit dem Titel „Wissen schafft Stadt“ soll das wissensbasierte Entwicklungsprogramm Heidelbergs von 2012 bis 2022 strukturieren und insbesondere zu einer systematischeren Kopplung von Universitäts- und Stadtentwicklung beitragen.

Heidelberg und seine unterschiedlichen Wissensarenen also: Nicht, dass ich Lübeck gleich auf Augenhöhe mit dieser in mancher Hinsicht exzellenten Universitätsstadt hieven möchte, aber vielleicht können wir gemeinsam überlegen, ob Lübeck – wenn schon nicht den Titel einer Knowledge Pearl – so dann doch den Titel einer Knowledge Oyster, einer Wissens-Auster verträgt und verdient.

Zunächst, und das wird Lübeck trösten: Auch Heidelberg hat sich einmal an dem Wettbewerb um die „Stadt der Wissenschaft“ beteiligt. 2009 war's, unter

Ulf Matthiesen während der Tagung: Kritische Selbstreflexion in Sachen wissensbasierter Stadtentwicklung.

12 Matthiesen, Ulf/Gonzalez, Toralf, Wissen schafft Stadt: Wissenschaftsstadt Heidelberg. Bausteine für ein Memorandum – Entwicklungslinien für die kreative europäische Wissenschaftsstadt Heidelberg. Auf dem Weg zu einer Internationalen StadtBauausstellung, Stadt Heidelberg (in Kooperation mit Ingrid Breckner und Klaus Kunzmann), 2009

dem wenig mitreißenden, zudem unverständlichen Slogan: „Ein Leben lang erleben“. Und Heidelberg ist krachend mit seiner Bewerbung gescheitert. Ein Grund: Hochnäsigkeit. Die Heidelberger Antragscrew hatte gedacht, sie und die Stadt seien so toll, dass man sich nicht groß für den Wettbewerb anstrengen, sondern nur die – in der Tat enormen – Bestände an Kompetenz auffahren und auflisten müsste. Das war zu kurz gesprungen. Anders als Lübeck hat Heidelberg in der Folge von diesem Wettbewerb ganz die Finger gelassen. Heidelberg hat sich in den vergangenen Jahren auf die lukrative Exzellenzinitiative sowie auf metropolregionale Innovationscluster-Wettbewerbe konzentriert. Im Exzellenzwettbewerb hat Heidelberg als Volluniversität reüssiert. Damit sind wir bei unserem ersten Ergebnis.

1. Die unterschiedlichen, zumeist disziplinär geordneten Wissensmilieus dieser exzellenten Volluniversität zeigen sich stark unterscheidende Ansprüche an die Stadt, an ihre Lebensqualität und Urbanitätsofferten. Fast entlang der (übrigens ansonsten einigermaßen ‚falschen‘ oder falsch forcierenden) Zwei-Kulturen-These von Charles Percy Snow, der ja eine harsche Dualität von *science* (im Sinne von harter, richtiger Naturwissenschaft) und *humanities* (mehr im Sinne von gehobenem Feuilleton) behauptet hat.

Hinzu treten Milieu-interne Differenzierungen. Das reicht von dem einen Extrem: hohes Lob und andauernde Zufriedenheit mit der Heidelberger Mischung von schöner überschaubarer Stadt mit großer Internationalität, von Toleranz, Eigensinn und weltoffener Neugierde; bis zum anderen Extrem, dem harschen Urteil einiger international orientierter jüngerer Wissensnomaden, die nach einer Anfangsphase der Begeisterung Heidelberg eher als „Kaff“ (Originalzitat) sehen und so an der ‚Stadt als Kaff‘ auch leiden. Urbanitätsbedürfnisse inklusive geschmacklich klarer, nicht überkandidelter, raffiniert dosierter Essen & Trinken-Angebote lebt dieses Milieu daher eher in Mailand, Antwerpen, Paris und New York aus – oder zur Not auch in Frankfurt oder besser gleich in Mannheim.

Wir haben also sehr unterschiedliche Wissensmilieus mit extrem differenzierten Ansprüchen an den Raum und die Attraktivitätsprofile der Knowledge Pearl gefunden.

Vor allem: Bei den Urbanitätsbedürfnissen wurden signifikante Unterschiede zwischen Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaftlern sowie den Medizinern deutlich. Letztere stellen eine besonders einflussreiche, große Gruppe in dieser Wissensperle dar.

Die WOW-Architektur einer neuen Generation von Wissenschaftsbauten trägt inzwischen wesentlich zur internationalen Sichtbarkeit der konkurrenzindividuierten Knowledge Pearls bei. Allmählich ist Heidelberg auch hier inzwischen ansehnlich ‚aufgestellt‘, nicht selten privat finanziert und dem Umstand zu verdanken, dass Heidelberg die deutsche Stadt mit der höchsten Dichte an lebenden Stiftern ist (Doppel-Helix-Bau des EMBL, finanziert von einem der SAP-Gründer, Klaus Tschira; Skylabs, privat finanziert von der Max-Jarecki-Stiftung). Davon unbenommen treten allerdings unabweisbar neue Urbanitätsbedürfnisse auf den Plan, die durch architektonische Monolithen sich nicht einmal im Ansatz sättigen lassen – und die sich zudem Wissensmilieu-spezifisch schnell weiter ausdifferenzieren. Das schließt dezidierte Anforderungen an ein intelligentes Angebot im Food-Bereich, mit neuen Verknüpfungen von Wissen, Essen und Kommunikation, ein – im Stehen, im Sitzen, im Gehen oder auch schon mal in

den Sommermonaten asketischer und frühromantischer liegend auf den Neckarwiesen der Neuenheimer Seite.

2. Von alles überragender Bedeutung erwies sich die fußläufige Nähe zu heterogenem Wissen für ein Stadtklima, das chronisch auf der Suche nach dem Neuen als Neuem, nicht als bloße Trendverlängerung ist. Das ging so weit, dass ein weltberühmter Lebenswissenschaftler sich als ideale Campus-Architektur hier im schönen Neckartal einen 300 Meter hohen Forschungstower wünschte, alle fünf Stockwerke mit einer fähigen Kantine. Und jetzt kommt es: Hier vor den Kaffeeautomaten würden nach dem *serendipity*-Prinzip, also zufällig, Cracks von den jeweiligen *cutting edge*-Fronten der disziplinären Forschung aus ganz unterschiedlichen Wissensdomänen aufeinanderstoßen – und dann *face-to-face* und über dem gemeinsamen Kaffee einfallreiche Zugangswege zu Problemlösungen, andere Wissenskonstellationen, differenziertere, überraschendere Forschungsk Kooperationen quer zur Furche sich einfallen lassen. Das alles 250 Meter über dem Heidelberger Schloss.

Dieser von Wissen-Wollen getriebene Verräumlichungswunsch macht vielleicht nochmals die überragende Bedeutung von fußläufiger Nähe zu personengebundenen heterogenen Kompetenzen klar, auf der Suche nach Wissen, das noch nicht im Netz steht. Und es verweist zugleich auf strukturelle Schwierigkeiten bei der Planbarkeit von paradigmatischen Durchbrüchen in Forschung und Wissenschaft. Durch einfallreiche Mischungen von heterogenem Wissen sowie überraschend bleibenden Optionsmischungen für Forschungsk Kooperationen lässt sich so etwas zumindest etwas wahrscheinlicher machen.

Dabei wird das richtige Maß an ‚Heterogenität‘ des vor Ort vorhandenen Wissens immer wichtiger: Zu viel und dann die falsche Heterogenität ist von Übel und bringt nichts, zu viel Homogenität ist schlicht langweilig. Allerdings: Messlatten für beides gibt es nicht. Nur ‚Gespür‘ und Erfahrungswissen, etwa vor dem Hintergrund von Forschungserfahrungen in heterogenen Wissensnetzwerken.

3. Daneben hat sich ‚Flexibilität‘ als eine der Metanormen einer erfolgreichen Knowledge Pearl erwiesen. Das reicht von den Umnutzungsoptionen der Gebäude (wir können heute nicht wissen, welche Kooperationsstrukturen morgen von Nöten sind – mit Folgen für die Größe von Laborräumen) oder für die Struktur von adäquaten Räumlichkeiten für Netzwerke unter exzellenten Wissenschaftlern und Raumpionieren.

4. Die Gestalt der Gesamtstadt inklusive ihrer Wissenschaftsstandorte wird zu einem immer wichtigeren Kriterium für die Attraktivität und das Wohlbefinden der Wissensarbeiter. Auf den ersten Blick scheint Heidelberg unsystematisch übersät mit Wissenschafts- und Forschungsbauten. Wir haben dagegen zeigen können: Es gibt vier große Wissenschaftsstandorte in Heidelberg: die Altstadt, das gründerzeitliche Bergheim-Klinikum, die seit den 1950er Jahren systematisch ausgebaute Campus-Universität auf der grünen Wiese jenseits des Neckars im Neuenheimer Feld sowie jetzt die aktuellen *from lab to market*-Hoffnungen in der Bahnstadt. Diese vier Standorte repräsentieren bei Lichte betrachtet die komplette Entwicklungstypik europäischer Wissenschafts- und Universitätsstädte. Deren stadienähnliche Typenreihe sollte daher jetzt im Rahmen der IBA „Wissen schafft Stadt“ – also in einem zeitlich relativ weit gespannten, dennoch begrenzten Ausnahmezustand – mit je spezifischen Maßnahmen arrondiert, erweitert, neu justiert und vor allem als Gesamtgestalt profiliert werden.

5. Auch hier zeigt sich, dass eine zielführende Entwicklungspolitik in Wissenschafts- und Wissensstädten langfristig angelegt sein muss. Kurzfristigere Nutzungsinteressen müssen entschlossen zugunsten einer strategischen Stadtentwicklungsperspektive abgewehrt werden, so stark andere Interessenverbände manchmal auch auftreten (siehe den Fall Otaniemi in Finnland und den langfristig bindenden Masterplan von Alvar Aalto).

6. Ein letzter wichtiger Punkt, der für die strategischen Arrangements rund um Wissen und Stadt in unseren Heidelberg-Studien ausschlaggebend geworden ist: Urbane Governance-Arrangements im Kontext der Wissens- und Wissenschaftsstadt haben mit vier sehr unterschiedlichen Regel- und Verhaltenssystemen sowie entsprechend durchsetzungsfähigen Stakeholdern zu rechnen:

- die Stadt- und Regionalökonomie, die natürlich klare marktförmige numerische Erfolgskriterien kennt;
- die Stadt- und Gemeindepolitik, die in ihren Prioritäten vom Rhythmus der Wahlen beeinflusst bleibt, zugleich zunehmend über ein *multi-level governance arrangement* mit der Landes-, Bundes- und zunehmend auch der europäischen Ebene verbunden ist;
- das System Wissenschaft selbst mit seinen Wahrheits-, Exzellenz- und Konkurrenzprinzipien – und als Anbau gleichsam, aber zunehmend bedeutsam einem Transfer-Teil – *from lab to market*, wie es so leichtfüßig heißt, wie es aber häufig nur zähflüssig sich umsetzen lässt;
- die an Bedeutung weiter zunehmende Sphäre der städtischen Bürgergesellschaft mit vielfältigen Kulturformen, Selbstorganisationspotenzialen, Interessenströmen, Stakeholder-Arrangements (in Lübeck ist hier, wie ich bald ge-

Außenansicht von BioQuant – Kompetenznetzwerk „Quantitative Analyse molekularer und zellulärer Biosysteme“ im Neuenheimer Feld, Heidelberg.



lernt habe, immer auch „die Gemeinnützig“ in Rechnung zu stellen). Hinzu tritt nicht zuletzt häufig ein enormer Beteiligungselan aus den Stadtmilieus.

Diese vier Regelsysteme arbeiten im Gemeinschaftsspiel einer wissensbasierten Stadtentwicklung mit unterschiedlichen Taktfrequenzen, komplementären Handlungslogiken und divergierenden Interessenlagen zusammen. Wohl und Wehe einer solch gespannten Konstellation wird jedermann schnell bewusst, der Wissenschaftsstadt konkret zu realisieren und in einer integrierten Stadtentwicklungskonzeption zusammenzuführen und umzusetzen sich vornimmt.

Für Heidelberg etwa haben wir für den Kooperationsmodus zwischen sehr starker Universität und politisch nicht ganz so stark aufgestellter Stadt die Charakterisierung „symbiotische Parallelwelten“ für angemessen gehalten. Damit haben wir zunächst einmal bei beiden Parteien für Entrüstung gesorgt. Man arbeite doch seit über 600 Jahren einvernehmlich und erfolgreich zusammen. Dann aber haben beide Lager diese als Strukturhypothese gemeinte Bezeichnung für eine komplexe, nie spannungsfreie Beziehung akzeptiert und sich an deren Optimierung gemacht. Die IBA wird dafür jetzt zum entscheidenden Prüffeld.

(Die Heidelberger Universität und ihr Rektor Bernhard Eitel haben sich gerade an die Spitze einer Bewegung gesetzt, wonach die großen einflussreichen Exzellenzuniversitäten eine Führungsrolle im Wissenschaftssystem und natürlich auch einen prioritären Zugriff bei der Neuordnung der Hochschulfinanzen einfordern. Auf kleine und mittlere Universitäten wie Lübeck kommen damit erkennbar neue Herausforderungen zu. Auch deshalb gilt es, sich für die nahe Zukunft mit besseren Ideen und guten Konzepten zu wappnen.)

Unsere Strukturhypothese symbiotischer Parallelwelten zwischen Universität und Stadt zeigt einerseits die zwingend notwendigen Kooperationsbezüge, zugleich aber auch die enormen Eigen- und Widerständigkeiten, die sich den unterschiedlichen Handlungs- und Interessenlogiken von *town and gown*, wie die Engländer sagen, von Stadt und Universität stellen. Wissensbasierte Stadtentwicklung ist insofern immer auch die Kunst, die eben skizzierten vier unterschiedlichen Handlungslogiken zu einem win-win-Spiel des *give and take* mit seinen Kompromiss-Bildungen zu entwickeln – und zwar im Rahmen einer langfristigen, qualitätvollen, stimmigen und integrativen Entwicklungskonzeption.

Wie ist Lübeck vor diesem Hintergrund aufgestellt? Ganz kurze Einschätzungen aus der Halbdistanz: Die doppelte *reinvention of tradition*, also die Wiedererfindung von Tradition, die im Label „Wissens-Hanse“ steckt, leuchtet zunächst sehr ein. Allerdings möchte man Genaueres zum historischen Verhältnis von Hanse und Wissen ‚wissen‘, und dabei auch die eher ‚obstranatscheren‘ Komponenten und Phasen dieser Beziehung berücksichtigt finden. Warum etwa wurde eine für die Hanse und ihre „Verwaltungs- und Dienstleistungsklasse“ ja dringend notwendige Universität 1419 in Rostock gegründet, komplementiert um Greifswald 1456, warum war Lübeck in der ersten Runde nicht dabei?¹³ Und warum wurde die Lübecker ‚Ostseeuniversität‘ erst so spät gebaut?

Die enge Vernetzung der Universitäts-Institutionen und der Fachhochschule auf dem Campus im Süden der Stadt scheint eine Erfolgsgeschichte zu sein. Die neue Fraunhofer-Einrichtung für Marine Biotechnologie findet mitten im Lübecker Hochschulviertel seinen angemessenen Platz. Ein gutes Integrationszeichen. Aber ist es schon mehr? Und wie strahlt es auf die Kernstadt zurück?

13 Pichierri, Angelo, Die Hanse – Staat der Städte, Opladen, 2000

Wie lässt sich Lübeck insgesamt als Wissensstadt, als qualitätvolle Knowledge City weiter profilieren, also als optimale urbane Einbettungsstruktur für eine relativ junge Science City, eine Wissenschaftsstadt, die gerade auch als Stiftungsuniversität weitere Bewährungsphasen vor sich hat? Wie ist die Einbettung der Campus-Strukturen in die Stadt auf der Ebene des alltäglichen städtischen Lebens zu beurteilen?

Lässt sich Lübeck als Knowledge Oyster, als gekochtes Ei (Price) oder doch besser als Stadt der „Wissens-Hanse“ adressieren und profilieren? Oder noch anders? Und wie lässt sich das zur Gestalt der Stadt als Ganzes weiter profilieren?

Vor allem: Was ist der generative Code dieser Wissensstadt, wie ‚tickt‘ sie, was treibt diese Stadt im Kern voran? Und wie lässt sich ein solcher Zentral-Code weiter schärfen und – nochmals – anschlussfähig für die Stadt als Ganzes ausflaggen?

Wie lässt sich schließlich sicherstellen, dass die Stadt sich auf die langfristige Dimension einer Wissenschafts- und Wissensstadt-Profilierung (WW-Profilierung) verlässlich einlässt und nicht etwa am Ende doch bei Filetgrundstücken und Schlüsselräumen kurzfristige Verwertungsinteressen gegenüber einer wissensbasierten Weiterentwicklungsstrategie priorisiert?

Eben ist Lübeck zum Welterbe des Monats gekürt worden: Das Graben im Gründungs- oder Kaufleutenviertel der Hansestadt kann das weitere *re-grounding* eigenlogischer Stadtentwicklungskonzepte erleichtern, zwischen Identität und Image. Gemeinsam mit dem im Bau befindlichen qualitätvollen Hanse-Museum am Burgberg (S. 44) lässt es sich möglicherweise auch zur Erkundung weiterer Anschlussstellen für die WW-Profilierung nutzen.

Nachdrücklich hervorzuheben ist noch einmal, dass Lübeck nach dem Scheitern seines ersten Wissenschaftsstadt-Antrages 2008 nicht wie etwa Heidelberg aufsteckte, sondern gleich mehrere Schippen zusätzlich drauflegte und jetzt 2012 einen schönen Erfolg feiern kann. Die Akteurinnen und Akteure, die das zuwege gebracht haben, sind dafür zu beglückwünschen. Aber jetzt muss es weiter gehen mit der WW-Profilierung.

Eine herausragende Rolle dabei haben bekanntlich die für ihre Universität kämpfende Bürgergesellschaft und die Studenten gespielt, die zur Stimme ihrer Hochschule geworden sind. Das dabei durch das Wissenschaftsmanagement freigesetzte Selbstorganisationspotenzial bis in die Stadtteile hinein – wie das Jahresprogramm der Wissenschaftsstadt so faszinierend zeigt – ist weiter in der Kommune virulent und insofern kaum zu überschätzen.

Im Sinne einer weiteren WW-Profilierung sollten hier jetzt weitere Schritte überlegt werden. Etwa dadurch, dass neben das wissenschaftliche Wissen als Impuls- und Taktgeber nun die vielen anderen Wissensformen, die diese Gemeinwohl- und *commons*-orientierte Aufbruchstimmung tragen und stimulieren, systematischer mit zum Ausdruck kommen: mit eigenen Plattformen, Kommunikationsmodi, Spielräumen. Ich meine hier das vielfältige lokale Wissen, das Milieuwissen, das lokale Steuerungs- und Governance-Wissen einer alten Handelsstadt, kulturelle Wissensbestände der Bürgergesellschaft, das Wissen, das in seiner weltberühmten, 380 Jahre alten Bibliothek nistet, und nicht zuletzt auch das Wissen der Menschen mit Migrationshintergrund.

Wichtig scheint es, die Begeisterung dieser neuen Aufbruchzeit in die Wissenschaftsstadt-Konzeption mit hineinzunehmen und mit deutlichen Erfolgserleb-

nissen über das Jahr 2012 hinaus sichtbar zu machen. So wird die Stadt zugleich resistenter und resilienter gegenüber Krisen und Konflikten, die kommen werden, nicht nur, aber auch als Krise der Kommunal- und Landesfinanzen.

Zwotes Hauptgericht: Integrierte wissensbasierte Entwicklungsmuster singulärer Städte

Damit sind schon die wichtigsten Stichpunkte für eine integrierte städtische Entwicklungskonzeption im Rahmen einer weiteren WW-Profilierung angegeben. In der Tat ist das Programm einer Wissens- und Wissenschaftsstadt, wenn sie denn die Stadt als Ganzes mitnehmen will, ein klassisches Feld für integrierte Stadtentwicklungskonzepte. Das teilt sie mit der Baukultur einer WW-Stadt. Allerdings ist auch hier Umsicht und genaues Hinsehen geboten: Die inzwischen nicht unüblichen integrierten Planungsansätze sowie viele Masterplan-Traditionen unterschätzen in der Regel die eigenlogischen Dynamiken der individuierten Wissens- und Wissenschaftsstädte. Auch deshalb ist vor der Feier integrierter Stadtentwicklungskonzeptionen ein fast schon ethnologisch-ethnographisches Entziffern der zentralen Codes und eigenlogischen Dynamiken ratsam, nach denen diese sehr spezielle Stadt – natürlich immer in translokalen Netzen – ‚tickt‘. Dann erst lässt sich Stadtentwicklung erfolgreich integrieren, planerisch wie Governance-orientiert, und zwar ohne die Gestalt und das Ganze der Stadt aus dem Blick zu verlieren.

Eine so verstandene Integrationsleistung bezieht sich einmal natürlich auf die Fachplanungen, Ressorts und Stakeholder-Arrangements. Dann aber zielt sie insbesondere in WW-Städten auf die Integration der vier sehr unterschiedlichen Handlungsarenen und Handlungslogiken, die wir oben kurz skizziert haben. Dazu gehören also wesentlich

- die Stadtökonomie – inklusive einer ‚wissensbasierten‘ Wirtschaftsförderung (Arno Brandt), natürlich mit regionaler und metropolitaner Extension,
- eine ‚wissensensitive‘ Gemeindepolitik, inklusive *smart governance*-Formen,
- der Bereich Wissenschaft, Forschung, Bildung und Kultur sowie
- die Bürgergesellschaft mit ihren Allmendetraditionen und Selbstorganisationspotenzialen, in Lübeck immer dabei: „die Gemeinnützige“.
- die Verbindung dieser Handlungsfelder durch gesellschaftsorientiertes Wissensmanagement.

Wie bei der gegenwärtigen internationalen Diskussion um *smart cities* klar geworden ist, müssen wir uns davor hüten, einer zu beschränkten, zu verengten Idee von Stadt, einer „limited idea of what a city is“ aufzusitzen.¹⁴ Die Wissensstadt-Konzeption ist demgegenüber sozial weit geöffnet, genügend weit zumindest, um angemessen auch bürgergesellschaftliche Wissensformen und deren Wissensmilieus zu ihrem eigenen Recht kommen zu lassen.

Ein Wissens-Fazit daraus: Wir sollten lebensweltlich-urbanes Wissen in seinen vielen Formen also nicht gleich und nicht immer sofort unter den Scheffel der ja selber zunehmend als fallibel erkannten Wissenschaften und ihrer weiter abnehmenden Zeiten der Gültigkeit stellen. Viel eher gilt es, mutig und Beispiel setzend diese Kenntnisformen für den gemeinsamen Prozess der Stadtentwick-

¹⁴ De Waal, Martin, in: EUKN, 6. Sept. 2012

lung als Ganzes zu mobilisieren und zu integrieren. Zwischen stadträumlicher Integration und translokaler Vernetzung lassen sich dank der vielen ‚lebenden Wünschelruten‘ und *urban pioneers* in den Stadtgesellschaften toleranter WW-Städte auch frühzeitiger als andernorts neue Herausforderungen erkennen und resilienter bearbeiten: als Chancen und Risiken, als Hemmnisse wie Optionen.

Der Gefahr weiterer Streichrunden im Bildungs-, Wissenschafts- und Forschungssystem müssen wir realistisch entgegensehen. Ein Blick hinüber nach Großbritannien kann hier hilfreich sein. Den zu erwartenden Malaisen dadurch lässt sich wohl nur mit einer weiteren Profilverschärfung der Stadt und ihrer Universität begegnen. Dabei könnte Lübecks Exzellenz im Lehrbereich eine wichtige Rolle spielen, jetzt auch als Zeichen der Offenheit einer entlang der Leitidee „Wissens-Hanse“ Fahrt aufnehmenden neugierigen WW-Stadtentwicklungskonzeption.

Die neuen Kommunikations- und Urbanitätsbedürfnisse in den heutigen Universitätsstädten erinnern uns dann zum Schluss nochmals daran, den schönen, den richtig doll schmeckenden strukturellen Zusammenhang zwischen Wissen, Stadt UND Essen nie aus dem Blick zu verlieren. Womit wir beim kurzen Nach-tisch sind.

Kompott

Leitende Absicht meines Vortrages ist es, Ihnen plausibel zu machen, warum gerade für Wissens- und Wissenschaftsstädte die Stärkung der Eigenlogik der Stadt, die Stärkung ihres unverwechselbaren Kompetenzprofils und ihrer Atmosphäre der Neugier so wichtig ist. Nicht trotz, sondern wegen der gravierenden Zunahme von trans-lokalen Bezügen und internationalen Konkurrenzdynamiken um die besten Köpfe. Es wird nämlich zunehmend deutlich, dass es gerade das individuierte Kompetenzprofil der je besonderen Stadt ist, das hier einschlägig wird und das es gemeinsam zu verstärken gilt: Von der historisch unterfütterten Gestalt ihrer Baukultur und landschaftlichen Einbettung bis zu den sehr spezifischen Allmende-Traditionen des bürgerschaftlichen Engagements vor Ort, von den institutionellen Arrangements im Bildungs-, Wissenschafts- und Forschungsbereich über die lokalen Governance-Arrangements zu Ressourcen, Optionen und Engpässen in Stadtökonomie, Gemeindepolitik und Öffentlichkeit. Erst diese einzigartige Mischung, die darin hervortretende spezifische Gestalt der Stadt also kann eine Stadt in posttraditionalen Wissensgesellschaften für den konkurrenten Reigen von Kooperation und Konflikt mit anderen Städten erfolgreich machen. Lübeck ist hier auf einem guten Weg, mit den im Detail skizzierten Einschränkungen allerdings.

Die strukturelle Nötigung zu neuer Profilverstärkung der einzelnen Städte aber schließt die massive Verstärkung von translokalen, internationalen, ja globalen Konkurrenzbeziehungen nicht aus, sondern, im Gegenteil, ein.

„Asiatische Technologiepolitik nicht einfach kopieren“

Im Interview

Herr Professor Matthiesen, können sich die europäischen Städte mit einer wissensbasierten Stadtentwicklung im wachsenden internationalen Wettbewerb behaupten?

Ulf Matthiesen: Zunächst einmal: Wir sollten die Qualitäten der europäischen Stadt nicht gering achten. Dazu gehören die bekannten Kriterien, die Max Weber mit Recht unterstrichen hat: also etwa Marktfreiheit, relative Autonomie der Gemeindepolitik, eigene Gerichtsbarkeit. Hinzu treten die Dynamiken des öffentlichen Raums, bürgergesellschaftliche Kulturformen sowie die immer leicht chaotisch grundierten Spielarten der Urbanität. Das Arrangement dieser Qualitäten gehört – neben dem gebauten Raum, den Siedlungsstrukturen und Infrastrukturarrangements – zu den großen Qualitäten der europäischen Stadt. Die Stadtforschung der vergangenen zehn bis fünfzehn Jahren ist dem intensiver nachgegangen.

Eigentümlicherweise fehlte in diesen Debatten zur europäischen Stadt lange Zeit genau das, was uns hier hauptsächlich umtreibt: der Wissensaspekt. Der gehört aber zwingend dazu und muss in den Diskurs der Europäischen Stadt neu integriert werden. Dieses gravierende Manko ist auch insofern ein wenig skurril, als Max Weber in seinem Haus in Heidelberg in der Ziegelheimer Landstraße, in dem er den Strukturaufriß seiner Stadtsoziologie formulierte, die älteste deutsche Universität und die sie einbettende schöne Stadt auf der anderen Seite des Neckars immer vor der Nase hatte. Das hat er schlicht nicht gesehen.

Und viele sind ihm dabei bis vor kurzem gefolgt. Also auch die wertvollen Debatten um die europäische Stadt, die vor zehn, fünfzehn Jahren von Walter Siebel und anderen deutschsprachigen Stadtforschern begonnen wurden, hatten merkwürdigerweise die stadtprägende Rolle von Universitäten sowie Forschungs- und Bildungseinrichtungen, allgemeiner gesprochen die Wissensentwicklung der Städte nicht auf dem Plan. Hier muss daher zwingend und dringend nachgebessert werden, auch um das Chancenprofil der europäischen Städte im sich verschärfenden internationalen Wettbewerb um die *brightest minds* und wissensbasierte Ökonomie-Formen realistischer bestimmen zu können. Mein Lübecker Vortrag ist deshalb auch so angelegt, dass der Wissensaspekt als ein zentraler Fokus der europäischen Stadtentwicklung deutlicher wird.

Nun betreiben international gesehen gerade die asiatischen Städte ihre wissensbasierte Stadtentwicklung sehr gezielt. Können die europäischen Städte davon lernen?

Matthiesen: Zumindest können wir nicht länger so tun, als ginge uns das nichts an, als würde dort nichts passieren. Klaus Kunzmann etwa, der lange in Dortmund einen Lehrstuhl für europäische Stadtentwicklung und ihre Planungskul-

turen innehatte und sich seit Jahren intensiv und immer wieder vor Ort mit China beschäftigt, hat drei interessante Szenarien ausgemacht.

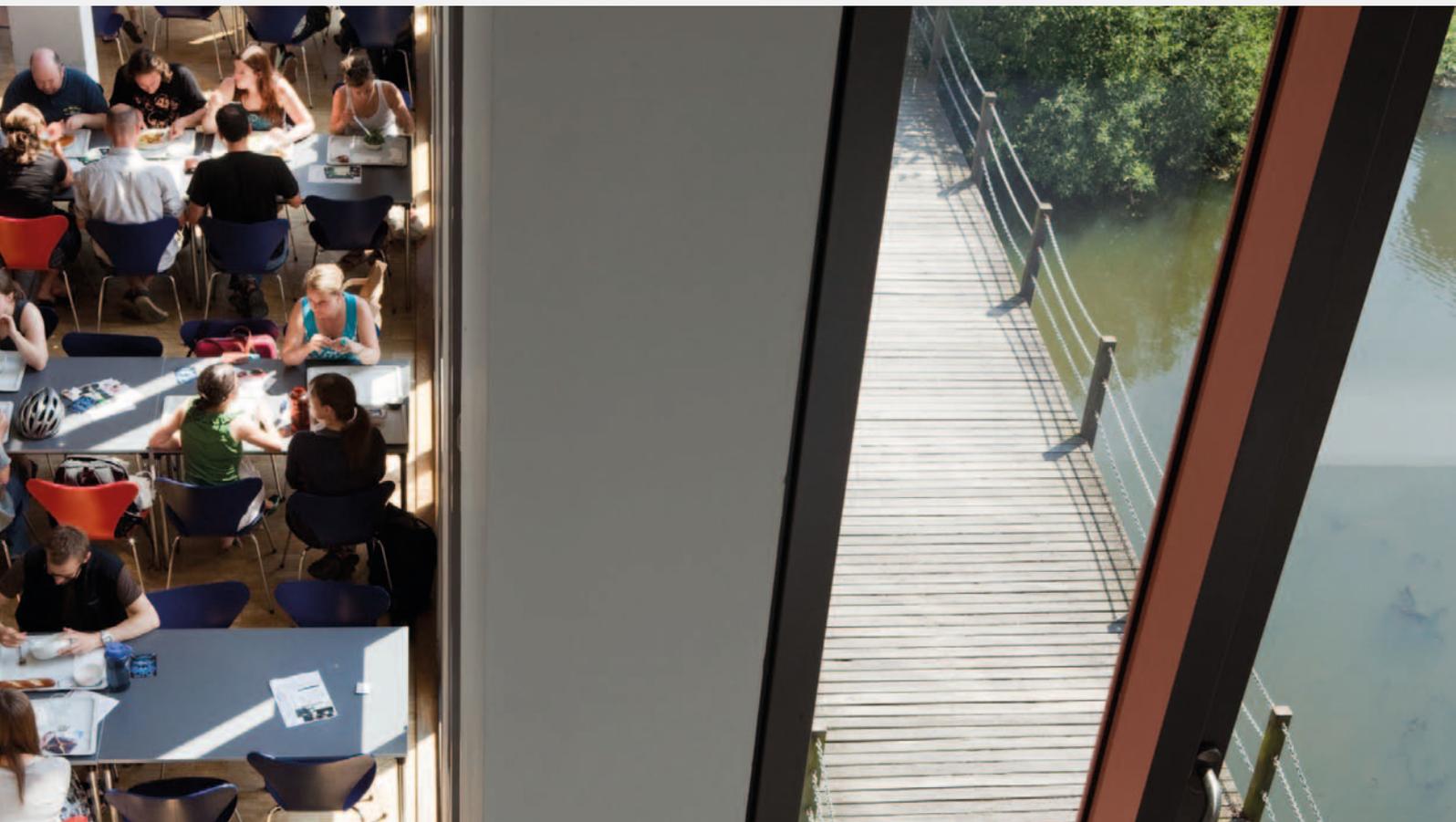
Einmal das Szenario „Nichts tun“: Wir in Europa schauen mit Gelassenheit zu, was in China so alles passiert – und lassen das quantitative Wachstum in den Science Cities, bei Universitätsgründungen etc. ungerührt an uns abperlen.

Das zweite Szenario ist Kunzmann zufolge, den Wettbewerb aufzunehmen und vor dem Hintergrund unserer europäischen Stärken durch intelligente gesamtstädtische Strategien Stadt und Wissen systematischer miteinander zu verknüpfen.

Drittens: „Strategisch umarmen“. Die chinesische Herausforderung annehmen und gleichzeitig Kooperationen mit chinesischen Technologieparks, Science Cities und Forschungs- wie anwendungsorientierten Universitäten zu verstärken. Dazu müssen eventuell die strengen deutschen Migrationsbestimmungen gelockert werden, die gerade auch Kooperationen mit asiatischen Partnerstädten betreffen.

Es ist klar, dass man vor dem ersten Szenario nur warnen kann. Dafür passiert nicht nur quantitativ viel zu viel in den asiatischen Städten. Neben China sind hier natürlich auch Taiwan, Korea, Teile Indiens etc. einschlägig. Andererseits muss vor dem Hintergrund der Qualität und Eigenlogik der europäischen Stadtmodelle, die wir ja gerade kurz gestreift haben, aber auch klar sein: Es kann nicht darauf ankommen, die quantitativen Wachstumsdynamiken einer politisch durchgestellten, nach knallharten ökonomischen Erfolgskriterien bemessenen Technologie- und Stadtpolitik schlicht zu kopieren. Wissensbasiertes städtisches Wachstum muss in Europa vielmehr mit dem Profil und den Stärken des europäischen Stadttypus zusammengehen und insbesondere auch die bürgergesellschaftlichen Potenziale stärken.

Gedankenaustausch beim Mittagessen: Blick in die Mensa der Universität Bremen.



Zur Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit gehört auch, wie Sie in Ihrem Vortrag betonen, dass die mittleren Großstädte wie Lübeck, Oldenburg und Braunschweig urbaner werden. Wie kann das aussehen?

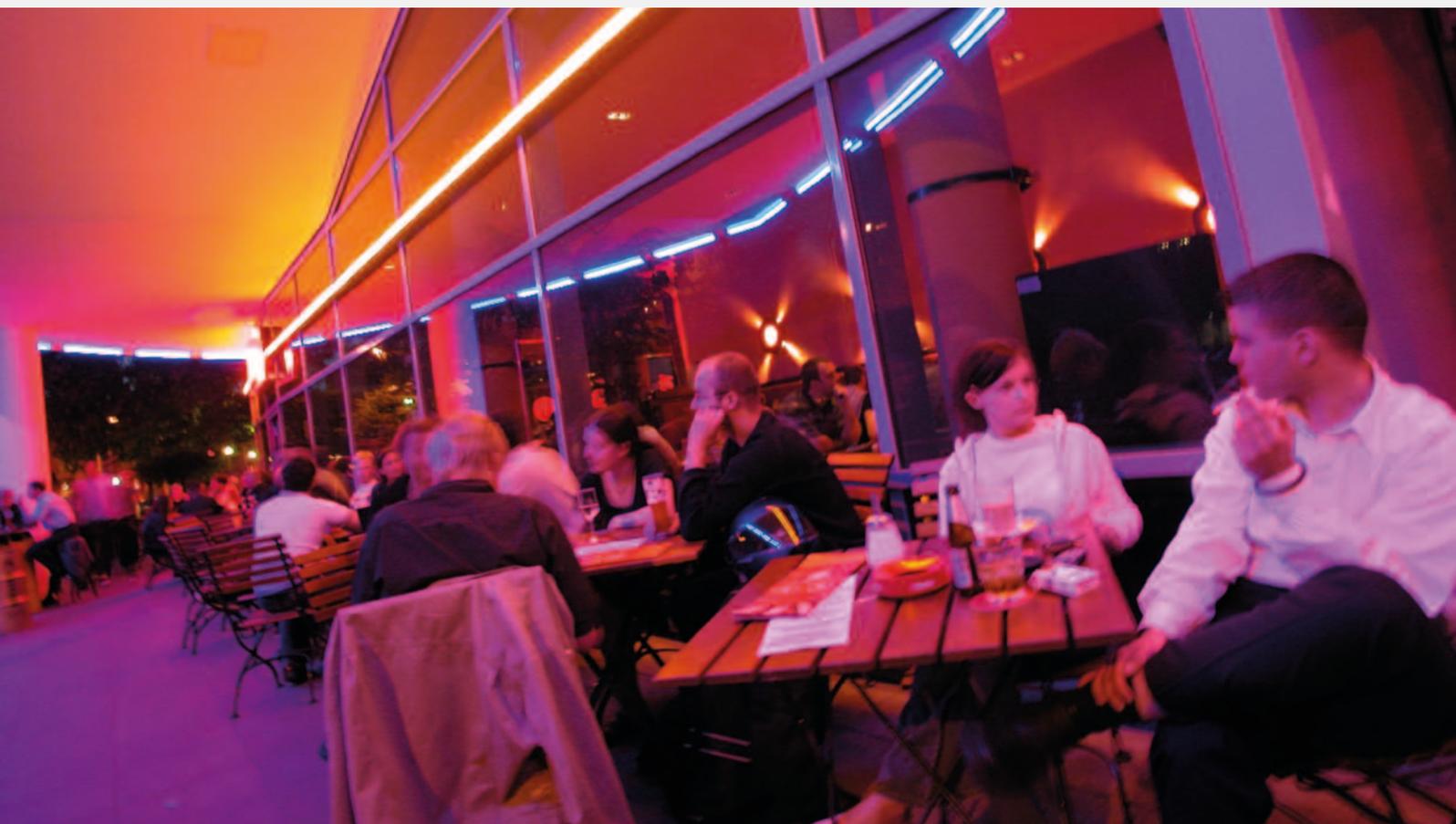
Matthiesen: Urbanität hat unter anderem immer etwas mit Chaosfähigkeit zu tun, also mit dem spannenden Zusammenprall einer Vielfalt von heterogenen Kulturformen im städtischen Raum. Und hier können mittelgroße Städte, glaube ich, durchaus noch ein bisschen chaosfähiger werden.

Eine andere Dimension, die ich in meinem Vortrag betont habe, sind attraktive hedonistische Kultur- und Lebensformen, zu denen sicher urbanes Essen und Trinken gehört, mal schnell, mal eher langsam, mal im Gehen, Stehen oder abgesehen und mit der Muße, sich über Gott und die Welt und den aktuellen Stand der Geschlechterbeziehungen auszutauschen. Gerade auf dieser Ebene der Lebensstile ist in den mittleren Großstädten durchaus noch Nachbesserungsbedarf zu sehen. Wichtig scheint mir aber, dass nicht jede Stadt nach dem gleichen Strickmuster hedonistisch aufrüstet, sondern die Qualitäten DIESER besonderen Stadt, JENER spezifischen städtischen Traditionen weiter profiliert werden. Nicht museal, sondern lebhaft und offen für Neues – auf altem Grunde. Die aktuelle Stadtforschung nennt so was dann fein denglish *Re-Grounding*. Auch das Toleranzprofil in Mittelstädten ist hier manchmal optimierungsfähig.

Natürlich sind für die Wissensarbeiter die Arbeitsbedingungen, die Laborausstattungen, die Mobilitätsinfrastrukturen etc. nicht gering zu schätzen.

Kurz: Zunehmend geht es um die Attraktivität der Lebensqualität in den Städten. Und hier sind ganz neue Ansprüche an die Stadt in der Welt. Wir können also nicht mehr so tun, als hätte sich gerade in den Ansprüchen der neuen Wissensarbeiter, der Wissensnomaden und Wissenstroubadoure (wie Michel Serres das genannt hat) nichts geändert. Auch darin kann man neue Anregungen für das Urbanitätsprofil von mittleren und kleinen Großstädten sehen.

Zur Urbanität gehören attraktive hedonistische Kultur- und Lebensformen: Ein Restaurant in Braunschweig.



Stimmen der Tagungsteilnehmer



„Aspekte der Wissenschaftsentwicklung sollten in nahezu allen kommunalen politischen und administrativen Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozessen Berücksichtigung finden. Dazu sollten Foren geschaffen werden, in denen der Dialog zwischen Wissenschaft und Wissenschaft, Wissenschaft und Politik, Wissenschaft und Gesellschaft und Wissenschaft und Kultur etabliert und gestärkt werden kann.“

Jens Joost-Krüger



„Ich wünsche mir, dass wir im Verbund der sieben Siegerstädte mit den gemeinsamen Erfahrungen in der Stadtentwicklung eine Strategie unter Berücksichtigung der Wirtschaft entwickeln. Und dass wir so wie hier bei dieser Tagung offen miteinander darüber kommunizieren können.“

Klaus-Peter Wolf-Regett



„Ich wünsche mir für die Zukunft als Wissenschaftsstadt, dass alle Beteiligten besser kooperieren und es eine größere Offenheit für die jeweils andere Seite gibt. Ich finde, diese Tagung zeigt beispielhaft, dass das geht.“

Anne-Katrin Lorenzen





„Die Tagung zeigt mir: Dresden steht nicht allein mit seinen Erfahrungen als Wissenschaftsstadt. Die Herausforderungen und die Probleme sind in allen Städten ähnlich, wiewohl jede Stadt den ihr eigenen Weg gewählt hat. Der Erfahrungsaustausch spornt an, den eingeschlagenen Weg in einem freundlichen Wettstreit zielstrebig weiter zu verfolgen. Ich fühle mich in guter Gesellschaft.“

Doris Oser



„Für die Zukunft ist es wichtig, dass wir eine überzeugende basisdemokratische Struktur schaffen, die garantiert, dass die Menschen ernst genommen und die Ergebnisse ihres Engagements auf die lokale, die nationale und die europäische Ebene weiter gegeben werden.“

Antje Peters-Hirt



„Wer den Weg zur Wissenschaftsstadt ernsthaft gehen will, kommt nicht umhin, Wissensmanagement-Strukturen zu schaffen.“

Corinna Dahm-Brey



Weniger Hafen, weniger Industrie: Lübeck wandelt sich zur Wissenschaftsstadt.



„Stadtverwaltung, Wirtschaft und Universität müssen auf der inhaltlichen Ebene erstens zusammenarbeiten und zweitens gemeinsam in die gleiche Richtung gehen wollen. Auf der strukturellen Ebene muss das Marketing für alle drei gemeinsam gedacht und gemacht werden. Und es muss einen Lenkungsausschuss geben, in dem sich alle Akteure koordinieren.“

Jürgen Westermann



„Für Braunschweig war ein großer Nutzen des Jahres als Stadt der Wissenschaft, dass wir es geschafft haben, offene Formate zu schaffen, in denen die Bevölkerung zurückwirkt auf die Wissenschaft. Die Menschen verändern nicht die Wissenschaft, aber sie ändern die Forscher: Sie erhalten Rückmeldungen zu ihrer Arbeit und sehen, was es bewirkt, wenn sie über sich selbst kommunizieren.“

Elisabeth Hoffmann



„Die Idee, dass sich die Teilnehmer abends noch einmal zu hochwertiger Kost mit hochwertigem Vortrag treffen, nehmen wir als Anregung gern mit nach Dresden. Wir haben kein zentrales Haus der Wissenschaft, aber viele außerschulische Lernorte im ganzen Stadtgebiet und statt auf ein festes Bauwerk setzen wir auf unser freies Wissenschaftsnetzwerk. Von daher suchen und schaffen wir immer Anlässe, um die „Wissenschaftsgemeinde“ informell zusammen zu bringen, den Austausch zu pflegen, Wissenstransfer zu leisten oder neue Ideen und Projekte zu generieren. Wir werden also versuchen, etwas Vergleichbares auch bei uns auf die Beine zu stellen.“

Thomas Scheufler





„Als sehr angenehm und interessant empfinde ich die Offenheit, mit der wir uns hier über die Erfahrungen als Wissenschaftsstädte austauschen – auch darüber, wo es hakt. Wie kann man das verhindern und welche alternativen Wege gibt es? Auf dieser Grundlage sollten wir unbedingt weiter diskutieren.“

Alexander Aberle



„In Mainz hat das Jahr als Stadt der Wissenschaft die Netzwerkstruktur gestärkt, ihr ein Fundament gegeben. Die Akteure sind neu verbunden worden. Für die nachhaltige Stadtentwicklung war dies ein wichtiger Meilenstein.“

Elke Höllein



„Für mich ist es eine interessante Erkenntnis, dass in allen beteiligten Städten einzelne Personen wichtig sind, um Netzwerkstrukturen voranzutreiben und zu erhalten. Oftmals steht und fällt das Projekt Wissenschaftsstadt sogar mit diesen Menschen.“

Silvia Wäller



Das Lübecker Rathaus: Die Stadtverwaltung ist ein wichtiger Akteur für die Entwicklung hin zur wissensorientierten Stadt.



„Die große Erkenntnis für mich bei dieser Tagung ist: Wir Siegerstädte haben beste Voraussetzungen, um zu einer nachhaltigen Stadtentwicklung beizutragen. Dazu gehören Themen wie Mobilität, Gesundheit, Ernährung und Sicherheit. Wir in Braunschweig setzen auf den Schwerpunkt Technik, aber wir müssen mit der Wissenschaft die Klammer zur Gesellschaft schaffen. So trägt etwa die Forschung für die urbane Sicherheit mit dazu bei, den sozialen Bedürfnissen der Menschen nach individueller Freiheit und Unversehrtheit Rechnung zu tragen.“

Klaus-Dieter Kühn



„Ich arbeite seit Langem für die technologische Weiterentwicklung des Standortes Lübeck auf der Basis des hiesigen Hochschulpotenzials. Bei der Tagung ist ein sehr pragmatischer Vorschlag entstanden, der mir gut gefällt: Dass diese Gruppe der sieben Städte quasi als Verbund mit dem Qualitätsmerkmal Wissenschaftsstadt weiter zusammenarbeitet und künftig auch gemeinsam Förderanträge in nationalen oder europäischen Programmen stellt. Ich denke, wir haben hier gute Chancen.“

Rudolf Taurit



„In Lübeck haben wir im Wissenschaftsjahr die Begegnung von Hanse und Humboldt aktiv gestaltet. Die Identität Lübecks als Wissenschaftsstadt gewinnt mehr und mehr an Profil, weil Wissenschaft die Menschen erreicht und begeistert. Allen ist bewusst geworden, dass der eingeschlagene Weg die Zukunftsfähigkeit Lübecks sichert.“

Susanne Kasimir



Lübeck im Winter. Bürgerhäuser, St. Marien und die Universitätskirche St. Petri.

The background features a grey wave-like shape at the top, followed by a series of blue lines that create a sense of movement and depth, transitioning into a solid blue area at the bottom.

Ortstermin Lübeck

Die neue Hanse handelt mit Wissen

Von der „Stadt der Wissenschaft 2012“ zur Wissenschaftsregion

Iris Klaußen

Lübeck trägt als siebte Stadt den Titel „Stadt der Wissenschaft“. Unter dem Motto „Hanse trifft Humboldt“ hatten Stadt, Universität, Fachhochschule, Musikhochschule und Fachhochschule des Bundes – unterstützt durch Unternehmen und Bürgergesellschaft – eine zukunftsweisende Bewerbung abgegeben.

Die Hanse als Handelszusammenschluss ist längst Vergangenheit. Doch wenn man sie unter dem Aspekt der Kooperation von eigenständigen Städten zum Wohle aller betrachtet, liefert sie für Lübeck auch in absehbarer Zukunft die Blaupause eines Erfolgsmodells: das ausgewogene Zusammenspiel autonomer Partner. Und sie kultivierte bereits die Methode des Lübecker Wissenschaftsjahres: die Begegnung.

Unter Federführung des neu eingerichteten Wissenschaftsmanagements Lübeck wurde ein professionelles Netzwerkmanagement entwickelt, das die systematische Begegnung von Hansetradition und Wissenschaft im Blick hat. Dazu gehört es, Wissenschaft als elementaren Teil der Stadtentwicklung zu fördern und zugleich als Teil der öffentlichen Kommunikation zu gestalten. Dabei ist es wichtig, sich mit allen Akteuren über gemeinsame Ziele des Wissenschaftsstandortes zu verständigen und über Lübeck hinaus mit anderen Städten und Regionen im Austausch zu stehen.

Das passt zum Geist der Hanse, der Weltoffenheit, Wagemut und Verlässlichkeit kombiniert, auch wenn sein Ziel nicht vorrangig der wissenschaftliche Erkenntnisgewinn, sondern die Entdeckung neuer Geschäftsfelder ist. Was den Geist der Hanse und den Geist der Wissenschaft eint, ist die Fähigkeit zu fragen, Probleme zu lösen und der Wunsch, Neues zu erfahren. In dieser Verbindung versprach die Begegnung der Hanse mit Humboldt neue Impulse für das Wachstum von Wirtschaft und Wissenschaft in Lübeck.

Dieses Versprechen wurde eingelöst. Das Wissenschaftsjahr 2012 steht für den Aufbruch in eine neue Stadtidentität. Sie ist geprägt von Bürgerbeteiligung und wissensbasierter Stadtentwicklung. Der Paradigmenwechsel ist nicht zu übersehen: Schilder an der Autobahn werben in den Landesfarben zugleich für die Welterbestadt und für die Wissenschaftsregion. Das Miteinander von Tradition, Innovation und Menschen, die dafür einstehen, hat im Wissenschaftsjahr bewiesen, dass Lübeck sein Potenzial nutzt.

Dabei soll vor allem gewährleistet werden, dass Wissen nicht allein denen vorbehalten ist, die aus dem Bildungsbürgertum kommen. Die Vermittlungswege und



Iris Klaßen ist seit 2009 Wissenschaftsmanagerin für Lübeck.

-formate, mit denen gerade Kinder und Jugendliche erreicht und für Wissenschaft begeistert werden sollen, wurden neu erarbeitet und bundesweite Modellprojekte wie Kindervorlesungen, der Science Slam oder auch Fish-Bowl-Diskussionen aus anderen Städten importiert und ausprobiert und neu in Lübeck die Schülerforschungsgemeinschaft (SFG) für leistungsstarke Jugendliche entwickelt.

Die neue Hanse handelt mit Wissen! Lübeck als Königin der Hanse setzt konsequent auf Wissenschaft als Zukunftsfaktor für Stadt und Region. Vor Ort geht es um die Wertschöpfung durch den BioMedTec Wissenschaftscampus Lübeck (S. 45) und darum, dass alle Bürgerinnen und Bürger die Bedeutung der Hochschulen und Forschungseinrichtungen in ihrer Stadt mehr und mehr für sich wahrnehmen. Dies geschieht unter anderem über den Wissenschaftspfad, der die Altstadt symbolisch über Hinweise zu Partnerexponaten mit den Stadtteilen verbindet (S. 42). Die Vermittlung von Wissen und Wissenschaft als übergreifendes Stadtteilkonzept und die darin erstmals konsequent verankerte Bürgerbeteiligung fanden überregional Aufmerksamkeit.

„Mit Wissen handeln“ meint vor allem auch „mit Wissen umgehen“ (vgl. Matthiesen S. 27). Wer sich auskennt und Wissen nutzt, kommt in unserer immer komplexer werdenden Welt besser zurecht. Der Umgang mit Wissen in Lübeck beschreibt eine neue, auf die Gesellschaft ausgerichtete, dreidimensionale Perspektive:

1. Wertschöpfung generieren:

„Mit Wissen handeln“ meint wirtschaftliche Betätigung und die Entdeckung neuer Geschäftsfelder. Es geht um finanzielle Wertschöpfung und Wachstum für Stadt und Region.

Der BioMedTec Wissenschaftscampus Lübeck ist Standortfaktor und fördert den Aufbau qualifizierter Arbeitsplätze und die Ausbildung dringend notwendiger Fachkräfte und damit einhergehend die Steigerung sozialversicherungspflichtiger Beschäftigungsverhältnisse. Der Wissenschaftsstandort wirkt sich positiv auf die finanzwirtschaftliche Situation der Hansestadt Lübeck aus: Steigerung von Unternehmensansiedlungen und Gewerbesteueereinnahmen, Verringerung der Sozialausgaben, Kaufkraftsteigerung in der Bevölkerung. Investitionen in Bildung, Wissenschaft und Forschung sind die Grundlage für eine innovative und wachsende Wirtschaft.

2. Orientierung geben:

„Mit Wissen handeln“ meint Orientierung ermöglichen in einer immer komplexer werdenden Welt. Ängste werden abgebaut, Teilhabe ermöglicht, Chancengleichheit erreicht.

Das Wissenschaftsmanagement Lübeck vermittelt Wissenschaft als elementaren Bestandteil der Stadtentwicklung an eine breite Öffentlichkeit. Die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses ist darin ein Schwerpunkt. Junge Menschen stehen für die Zukunft der Stadt.

3. Bürgerbeteiligung nutzen:

„Mit Wissen handeln“ meint die Wertschätzung aller Bürger als Wissensträger und Mitglieder unserer Wissensgesellschaft. Ihr Wissen muss abgefragt und nutzbar gemacht werden. Menschen sind die *human resource* der Stadt. Es gibt kein Drinnen und kein Draußen.

Qualifizierung, chancengerechter Zugang zu Bildung und Bürgerbeteiligung stehen im Mittelpunkt. Das Verständnis für den Paradigmenwechsel zur Wissenschaftsstadt wird durch persönliche Begegnungen und Kommunikation angestoßen und vorangebracht. Bürgerbeteiligung ist Querschnittsaufgabe in der Stadt. Der Wissenschaftspfad verbunden mit dem Stadtteilkonzept ist wichtiger Ausgangspunkt. Die Zivilgesellschaft ist systematisch in Innovationsprozesse einzubeziehen. Kernelemente sind Partizipation und Kommunikation als Schlüsselfaktoren der wissensbasierten Stadtentwicklung.

Die gemeinsame Tagung mit den anderen „Städten der Wissenschaft“ bedeutet deutlichen Rückenwind für die Verstetigung des Wissenschaftsjahres und die nachhaltige Etablierung des Wissenschaftsmanagements an der Schnittstelle von Wirtschaft, Wissenschaft und Gesellschaft. Denn am Aufbau von Wissenschaftsstädten und Regionen sind Akteure aus Wissenschaft, Wirtschaft, Kultur und Politik beteiligt. Sie müssen voneinander wissen und sich begegnen. Systematisches Netzwerkmanagement ist dafür eine wichtige Grundlage. Notwendig sind Entwicklungsstrategien und Kommunikationskonzepte, die darauf zielen, der Wissenschaft ein optimales städtisches Umfeld zu schaffen, den Austausch zwischen Wissenschaft und städtischer Gesellschaft zu intensivieren und die Effekte der Wissenschaftsentwicklung für Wirtschaftswachstum, Identität und Image der Regionen zu nutzen. In den Städten, eben dort, wo die Menschen leben und zuhause sind, entscheidet sich der Wettstreit um Talente, Fortschritt, Innovationen und nachhaltiges Wachstum.

Lübeck ist eine attraktive Stadt. Die Lübecker sind sich einig: „Es tut gut, dass unsere Stadt von vielen Menschen gerne besucht wird.“ Sie ergänzen aber auch, dass es zum Erhalt der Lebensqualität der Bewohnerinnen und Bewohner der Region beim Standortmarketing um mehr gehen muss, als die Touristenkulisse in den Fokus zu rücken oder günstige Gewerbeflächen anzubieten.

Die Anstrengungen, schlaue Köpfe für Lübeck als Arbeits- und Lebensort zu interessieren und die bereits hier lebenden Menschen zu qualifizieren, haben durch das Wissenschaftsjahr neuen Aufschwung erhalten. Derzeit entsteht das Netzwerk „Studicum“ für naturwissenschaftliche Nachwuchsförderung, die Bürgerakademie Lübeck vermittelt Orientierungswissen nach dem Motto „Alles, was hilft, die Welt zu verstehen“. Neue Formen von Bürgerbeteiligung und Qualifizierung führen zu einer neuen Dialogkultur. Die Aufgeschlossenheit gegenüber Wissen und Wissenschaft macht die Region attraktiv für Unternehmen und führt dazu, dass junge

Schilder an der Autobahn werben zugleich für die Welterbestadt Lübeck und für die Wissenschaftsregion.



Menschen und Familien hier eine Zukunftsperspektive haben, also nach ihrer Ausbildung hier bleiben, oder sich für Lübeck als Arbeits- und Wohnort entscheiden und herkommen. Als Wissenschaftsregion bietet Lübeck Raum für Innovation und Kreativität.

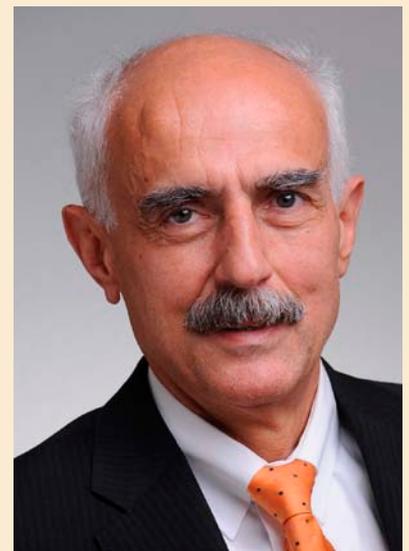
Die Etablierung des Wissenschaftsmanagements als Scharnier an der Schnittstelle von Stadt, Hochschulen, Unternehmen und Gesellschaft folgt der Erkenntnis, dass man die Herausforderungen aus demografischem Wandel und Globalisierung nur im Schulterschluss aller Akteure bewältigen kann. Das Aufbrechen aller Strukturen zugunsten eines neuen, kreativen Miteinanders wird Widerstände vor allem dort hervorrufen, wo man Angst hat, durch Veränderungen zu verlieren. Sei es der Verlust von gewohnten Abläufen bis hin zu Macht. Vor dem Hintergrund wird es Durchhaltevermögen, kreative Ideen und Begeisterung brauchen, die Lobby für neue Lösungen und Strukturen aufzubauen.

Auf zur „Region der Wissenschaft“

Der Wissens- und Technologietransfer von den Hochschulen in die Unternehmen ist für die Zukunft einer Region von besonderer Bedeutung. Die HanseBelt-Region zwischen der Hansestadt Hamburg und dem Fehmarnbelt ist auf diesem Gebiet schon heute gut aufgestellt. Insbesondere im Bereich Life Science nimmt sie eine herausragende Position ein. Viele der ansässigen Unternehmen sind Marktführer in der Medizintechnik, Biotechnologie und den Gesundheitsdienstleistungen. Zusätzlich verfügt die Region über einen starken wissenschaftlichen Fokus auf diesem Gebiet. Mit der Gründung des BioMedTec Wissenschaftscampus haben sich die Hochschulen und die Forschungsinstitute zur engen Zusammenarbeit untereinander und mit der IHK zu Lübeck als Vertreterin der regionalen Wirtschaft verpflichtet. Dabei profitieren nicht nur Wissenschaft und Wirtschaft von dieser strategischen Zusammenarbeit, sondern auch der Standort insgesamt.

Gleichwohl gibt es für die Wissenschaftsregion noch viel zu tun, um im Wettbewerb mit anderen Regionen bestehen zu können: So muss sich der HanseBelt als Wissenschaftsregion permanent weiterentwickeln, sein Technologieprofil nach Außen – auch über die Grenzen Norddeutschlands hinaus – sichtbar machen und junge Technologieunternehmen und Institute unterstützen, um neue Forschungszweige in der Region zu etablieren.

Auch im Wettbewerb um die besten Köpfe gilt es, Maßnahmen erfolgreich umzusetzen. Allein im IHK-Bezirk Lübeck werden bis zum Jahr 2030 22.000 Fachkräfte fehlen. Deshalb müssen wir jetzt alles tun, um die jungen Menschen hier zu halten, an die Region zu binden und ihnen Perspektiven aufzuzeigen. Als „Stadt der Wissenschaft“ 2012 hat Lübeck einen ersten Schritt gemacht. Jetzt muss die Initiative fortgesetzt und gezielt zu einer „Region der Wissenschaft“ ausgebaut werden.



Matthias Schulz-Kleinfeldt

Wissenschaft und Stadt begegnen sich

Exkursion durch die Lübecker Praxis

Jede der sieben Städte der Wissenschaft verfolgt eine andere, eigene Strategie, um Wissenschaft und Stadt neu zu verbinden. Mit einer Exkursion informierten sich die Teilnehmer der Tagung an drei Stationen über den Lübecker Ansatz: Mit dem Wissenschaftspfad wird das naturwissenschaftliche Wissen über Bürgerbeteiligung in die Stadtteile getragen und dort eingebunden. Das neu entstehende Hansemuseum bereitet das historische Wissen über die Hanse besonders anschaulich auf. Der BioMedTec Wissenschaftscampus schließlich zeigt beispielhaft, wie Wissenschaft und Wirtschaft gemeinsam das Profil einer Wissenschaftsstadt schärfen können.

Station 1: Wissenschaftspfad

Lübeck bietet eine beneidenswerte, international beachtete Kulturlandschaft. Die Naturwissenschaften dagegen, die an den Hochschulen im Süden der Stadt verankert sind, gewinnen erst nach und nach an Aufmerksamkeit. Im Wissenschaftsjahr wurden sie durch viele Veranstaltungen und über den Wissenschaftspfad in die Stadt geholt.

Dieser Pfad erstreckt sich über zehn Exponate zwischen dem Museum für Natur und Umwelt und dem neu entstehenden Hansemuseum am Burgtor. Seine naturwissenschaftlichen Phänomene wecken in der Innenstadt Entdeckergeist und Staunen. Kinderleicht bedienbare, wetterfeste Geräte wie der Abakus, die Hörmuschel oder die Zentrifuge laden sowohl Lübecker als auch Touristen zum Anfassen und Ausprobieren ein. Zu jedem Exponat gehört ein Partnerexponat in einem der zehn Lübecker Stadtteile.

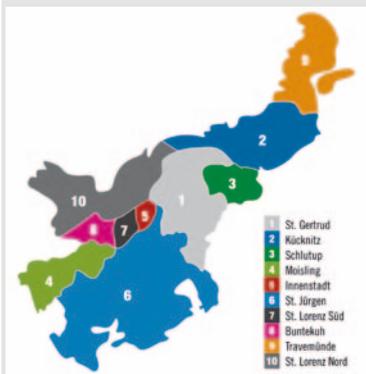
Im Wissenschaftsjahr wurden diese Partnerexponate reihum eingeweiht. Die Stadtteile gestalteten jeweils einen Wissenschaftsmonat mit ganz unterschiedlichen Aktionen. Ein neues Netzwerk der Stadtteilkordinatoren entstand und viele Akteure in den Stadtteilen stehen auch künftig für die Wissenschaftsvermittlung vor Ort bereit.



Beispiel Pixelwand



Jan Modersitzki erläuterte den Exkursionsteilnehmern die Idee der Pixelwand in St. Lorenz Süd.



St. Lorenz Süd ist einer von 10 Lübecker Stadtteilen. In jedem Stadtteil steht ein Partnerexponat zu einer Station des Wissenschaftspfad in der Altstadt (Karte links).

Die Pixelwand ist das Patenkind des Instituts für Mathematische Methoden der Bildverarbeitung. Mir gefällt ihre symbolische Bedeutung: Die Pixelwand zeigt das Ganze als Summe der Teile. Die Teile ergeben das Gesamtbild, die Exponate ergeben den Wissenschaftspfad, die Stadtteile definieren die Stadt, die Institute die Universität, Menschen bilden die Gesellschaft. Die Teile tragen zu einem Gesamtbild bei, das mehr sein kann als die Summe der Teile.

Um im Bild zu bleiben: Unser Institut versteht sich als ein Teil des Gesamtbildes der Wissenschaftsstadt Lübeck. Mit moderner Mathematik unterstützen und verbessern wir dabei vor allem die medizinische Bildverarbeitung.

Bildgebung und -verarbeitung ist heute allgegenwärtig, fast jedes Handy besitzt eine Kamerafunktion. Digital bedeutet, dass wir die Darstellung der Welt auf kleine Würfel beschränken, die eine bestimmte Anzahl von Farbwerten annehmen können. Die Anzahl der Bildpunkte nennen wir Auflösung. Bei unserer Pixelwand liegt die Auflösung bei 18×14 . Für digitale Kameras liegt die Auflösung bei etwa 5.000×4.000 Pixel.

Die Auflösung von Bildern und die neuen Technologien zur Bilderzeugung entwickeln sich im medizinischen Bereich rasant. Unser Institut verbessert die Möglichkeiten und Ergebnisse der medizinischen Bildverarbeitung. Drei Beispiele:

Computertomographie. Die Qualität eines CT-Bildes wird durch die Stärke der Strahlung und die Güte der verwendeten mathematischen Rekonstruktionsverfahren bestimmt. Eine Kamera generiert lediglich Daten, aus denen erst durch Umrechnung oder Rekonstruktion ein darstellbares Bild entsteht. Wir verbessern das Verfahren so, dass die Strahlung bei gleicher Qualität der Bilder reduziert werden kann. Davon profitieren die Patienten.

Digitale Pathologie. Wenn heute eine Gewebeprobe auf Krebszellen untersucht wird, betrachtet ein Pathologe das Gewebe durch ein Mikroskop und klassifiziert es im Bezug auf Tumore. Deformationen des Materials, die sich durch den Schneideprozess ergeben, kompensiert der Experte im Kopf. Nachteil des Verfahrens: Der Experte ist teuer, das Gewebe vergänglich, die Ergebnisse sind subjektiv und nicht reproduzierbar. In Kooperation mit dem Institut für Pathologie der Universität zu Lübeck und mit Partnern aus der Industrie entwickeln wir neue Verfahren. Dabei werden Schnitte des Gewebes digitalisiert. Ein Automat unterstützt den Experten, indem Deformationen des Gewebes auf der Basis mathematischer Modelle kompensiert werden. Die Analysen werden reproduzierbar.

Unser Spezialgebiet: die Bildregistrierung. Daten, die zu unterschiedlichen Zeiten mit unterschiedlichen Geräten generiert wurden, werden in einem einheitlichen Betrachtungssystem zusammengeführt. Typische Aufgabe ist die Rekonstruktion eines dreidimensionalen Gewebes auf der Basis zweidimensionaler Schichtbilder, die bei Serienschnitten der Anatomie oder Pathologie eine Rolle spielen.

Diese Fragestellungen zeigen, welche wichtige Rolle die moderne Mathematik in der medizinischen Bildverarbeitung spielt. Sie zeigen auch, dass die Mathematik nur ein kleiner Teil des Ganzen ist. Wir interagieren mit der Gesellschaft, mit der Industrie und ihren Bedürfnissen sowie mit Radiologen, Pathologen und Chirurgen in den Kliniken. Unser Institut freut sich, zum positiven Gesamtbild der Wissenschaftsstadt Lübeck beizutragen.



Das neue Europäische Hansemuseum entsteht am Burgberg, am Rande der Altstadt. Die Tagungsgruppe besichtigte die Baustelle; Hans Wißkirchen stellte das Konzept vor (Bild unten).



Station 2: Europäisches Hansemuseum

Die Altstadt Lübecks wurde wegen der „außergewöhnlichen Beispielhaftigkeit einer hansischen Altstadt, die die Macht und die historische Rolle der Hanse“ veranschaulicht, in die Liste des UNESCO-Kulturerbes aufgenommen. Was diese Hanse war und wie sie von ihren Anfängen um die Mitte des 12. Jahrhunderts bis zur Schließung des letzten Kontors in der Mitte des 18. Jahrhunderts über rund 600 Jahre die europäische Geschichte prägte, wird im Europäischen Hansemuseum Lübeck dargestellt werden. Im Norden der Altstadt, wo die stadtherrliche Burg die Entwicklung der jungen Stadt schützte und das anschließend an ihrer Stelle errichtete Burgkloster der Dominikaner zum Symbol der Stadtfreiheit wurde, werden in einem derzeit im Bau befindlichen Museumsneubau die Geschichte der Hanse und in den historischen Räumen des Burgklosters die Beziehungen der Lübecker Bürger und der hansischen Kaufleute zum Dominikanerorden dargestellt. Der Besucher macht einen Gang durch die hansische Geschichte, der um 1143 in Lübeck beginnt und 1702 im Kontor in Bergen endet. In dessen Verlauf besucht er die vier großen Niederlassungen in Novgorod (Russland), Brügge (Belgien), London (England) und Bergen (Norwegen) und kommt zwischen diesen Besuchen immer wieder nach Lübeck zurück. Im Wechsel von klassischen Museumsräumen und Inszenierungen wird die hansische Geschichte in acht Themenbereichen anschaulich präsentiert und dem Besucher gleichzeitig vermittelt, dass sich die Vorstellungen von dem, was die Hanse war, im Laufe der Zeit änderten und sich weiterhin ändern werden. Im Zentrum der Darstellung stehen die Internationalität der Hanse und die unterschiedlichen Formen des Kontakts mit anderen Kulturkreisen und damit die durch die Hanse vorangetriebene Integration der europäischen Regionen, die zunächst eine Verbindung von Märkten war, bald aber durch kulturellen Austausch ergänzt wurde. Die Eröffnung ist im Frühjahr 2015 geplant.



Station 3: BioMedTec Wissenschaftscampus

Der im Januar 2012 gegründete BioMedTec Wissenschaftscampus bildet das Herzstück der Forschungsregion Lübeck. Hier im Hochschulstadtteil im Süden der Stadt sitzen in räumlicher Nähe die sechs Gründungspartner aus Wissenschaft und Wirtschaft: die Universität und die Fachhochschule Lübeck, das Forschungszentrum Borstel (Leibniz-Zentrum für Medizin und Biowissenschaften), das vor Ort mit einer der Universitätskliniken und einer Leibniz-Unit für Physik und Biophysik vertreten ist, die Fraunhofer-Einrichtung für Marine Biotechnologie, die Fraunhofer MEVIS Projektgruppe Bildregistrierung und die EUROIMMUN Medizinische Labordiagnostika AG als erster Wirtschaftspartner des BioMedTec Campus, dem weitere bereits gefolgt sind und noch folgen. Dazu kommen fünf kooptierte Partner, unter ihnen der Campus Lübeck des Universitätsklinikums Schleswig-Holstein und das Technikzentrum Lübeck. 2013 wurde der Universität das Zertifikat „EXIST-Gründerhochschule“ verliehen. Im Schulterchluss mit allen Partnern, unter anderem der IHK, sollen bis 2018 30 Unternehmen ausgegründet werden.

Leuchtend rot und weithin sichtbar steht der GründerCube zwischen Universität und Fachhochschule, nahe der Mensa. Hier werden Studierende, Mitarbeiter und Lehrende in Gründungsfragen beraten.



Gemeinsames Ziel ist es, durch die Bündelung der Kompetenzen Lübeck zum führenden Medizintechnik-Standort in Deutschland zu machen. Die Erfahrung zeigt, dass die räumliche Nähe – auch zu anderen Medizintechnikunternehmen im Stadtgebiet und der Region – die Kooperation zwischen Hochschulen, Instituten und Industrie erleichtert.

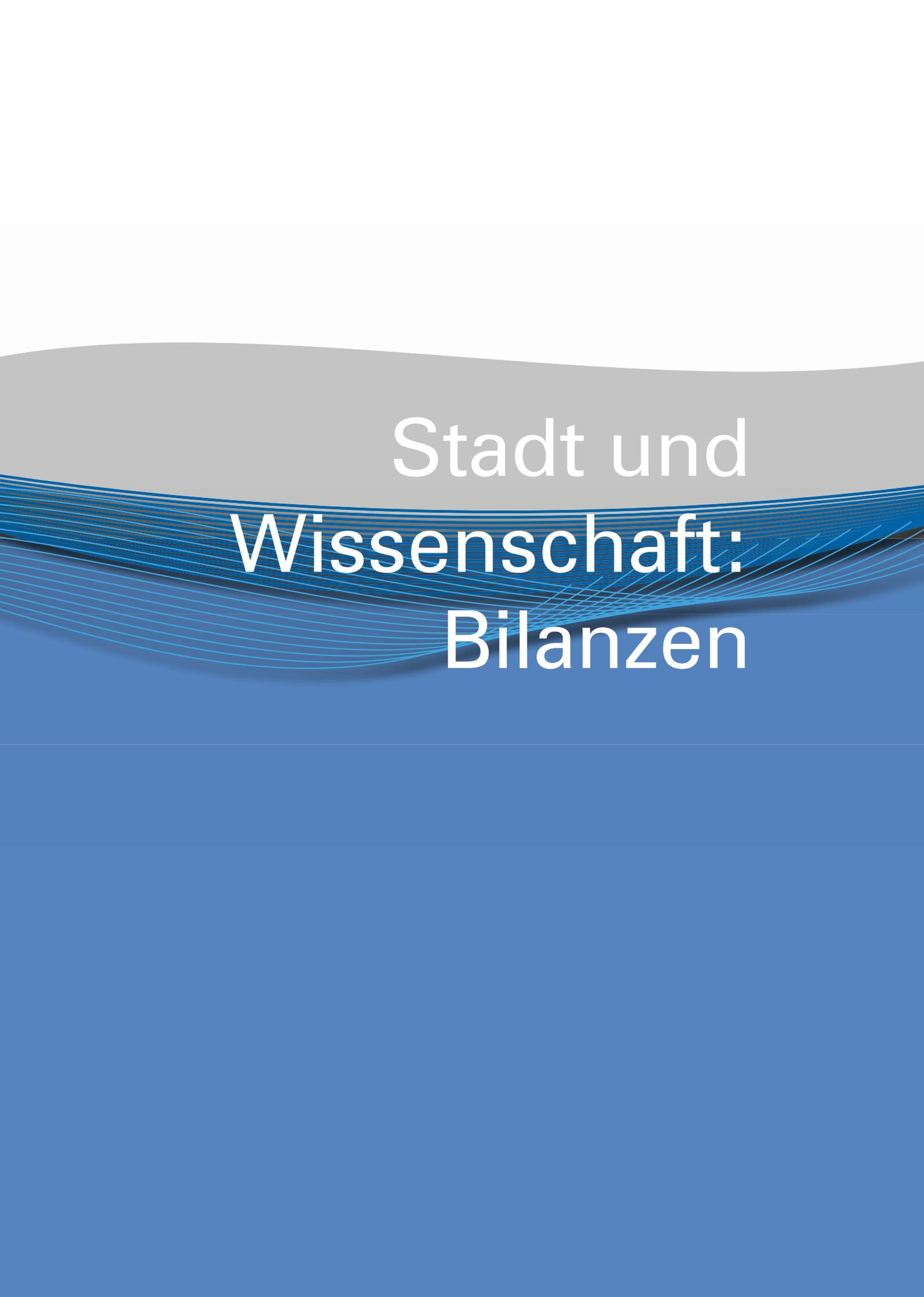
Zu den wichtigen Instrumenten des Wissenschaftscampus zählen „Brückeninstitute“ und „Brückenprofessuren“, die die Durchlässigkeit zwischen Fachhochschule und Universität erhöhen. So ist es bereits jetzt möglich, dass Studierende der Fachhochschule durch die Kooperation mit der Universität unkompliziert promovieren können. Universität und Fachhochschule nutzen außerdem gemeinsame Infrastruktur wie das Audimax, die Mensa und die Bibliothek. Diese enge Zusammenarbeit gilt als ungewöhnlich und vorbildlich.

Eine der Brückenprofessuren, die Professur für Entrepreneurship, steht für einen weiteren Schwerpunkt des Campus: Unternehmens- und Existenzgründungen (*spin offs*) werden von den Partnern systematisch und mit großem Engagement gefördert. Schon jetzt ist Lübeck einer der ausgründungsstärksten Hochschulstandorte in Deutschland. Sichtbar wird dies am GründerCube auf dem Campus-Gelände. Das zentral gelegene rote Gebäude dient als Beratungs- und Koordinierungsstelle in Gründungsfragen für Studierende, aber auch Mitarbeiter und Lehrende.

Als größte Herausforderung für die kommenden Jahre gilt es nun, durch die starke Struktur Großprojekte aus der Medizintechnik anzuziehen und unter dem gemeinsamen Dach Großaufträge umzusetzen.

Peter Dominiak, Präsident der Universität zu Lübeck, erläuterte im Familienzentrum St. Lorenz Süd den BioMedTec Wissenschaftscampus Lübeck. Die Luftaufnahme zeigt in der Bildmitte die Universität und das Klinikum, vorne links die Fachhochschule. Am unteren Bildrand rechts öffnet sich der neue Hochschulstadtteil.





Stadt und
Wissenschaft:
Bilanzen

2005 – Bremen und Bremerhaven

Einstieg in die Wissenswelten

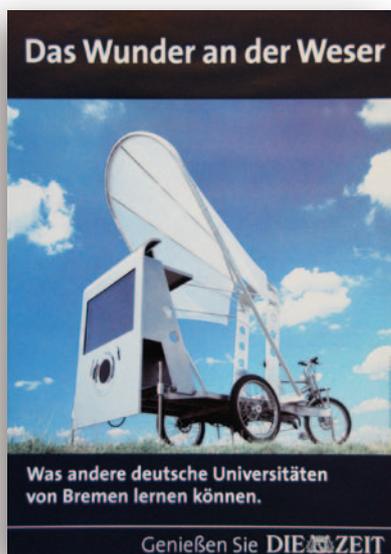
Jens Joost-Krüger

Bremen und Bremerhaven waren 2005 überraschend die erste Stadt der Wissenschaft Deutschlands. Bis dahin kannten den Zwei-Städte-Staat an der Weser nur Eingeweihte als herausragenden Wissenschaftsstandort und Ort ambitionierter und erfolgreicher Wissenschaftsvermittlung. Der Titelgewinn war der Auftakt für eine breite mediale Aufmerksamkeit, die sowohl der Exzellenz bremischer Forschung an den zwei Universitäten, sechs Hochschulen und mehr als 20 außeruniversitären Instituten als auch dem bereits damals etablierten Dialog zwischen Stadt und Wissenschaft galt.

Das prall gefüllte, in weiten Teilen dezentrale Jahresprogramm war Übung und Antrieb für die kontinuierliche Fortentwicklung und Integration von Wissenschaft und Wissenschaftskommunikation in Bremen und Bremerhaven. Die Stadt der Wissenschaft stärkte den interdisziplinären Wissenschaftsdialog und entwickelte sich zum Ausgangspunkt für neue Netzwerke zwischen Wissenschaft und Wirtschaft, Wissenschaft und Gesellschaft, Wissenschaft und Bildung und Wissenschaft und Kultur.

Bleibender Effekt des erfolgreichen Titeljahres ist das Haus der Wissenschaft mitten in der Stadt als neuer Nachbar des Doms und in Sichtweite des Rathauses. Getragen wird das Haus von den Universitäten, Hochschulen und außeruniversitären Instituten, der Wirtschaftsförderung Bremen und dem Land Bremen. Das Haus ist Schaufenster der Wissenschaft und ein ausgewiesener Treffpunkt für den Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft. Von hier aus werden wissenschaftskommunikative gemeinsame Projekte und Veranstaltungsreihen ebenso organisiert wie der Dialog von Wissenschaft mit Wirtschaft, Politik, Gesellschaft und Kultur.

Das Haus der Wissenschaft ist Teil der Wissenswelten. Hinter diesem Titel stecken 19 wissensvermittelnde Science Center und Museen in Bremen und Bremerhaven, darunter publikumsstarke Besuchermagneten wie das Universum und das Überseemuseum in Bremen oder das Klimahaus Bremerhaven 8° Ost und das Deutsche Auswanderermuseum in Bremerhaven. Die Wissenswelten sind mittlerweile wichtiger Bestandteil des touristischen Auftritts der Stadt und markieren einen spannenden, niedrigschwelligen Zugang zur Wissenschaft. Ähnliche Effekte hat die Einbindung von Wissenschaft in kulturelle Großereignisse. In Kooperation mit Kulturakteuren konnten in der Vergangenheit regelmäßig große Volksfeste mit Wissenschaftspräsentationen aufgewertet werden.



DIE ZEIT schrieb am 11. März 2004 begeistert über den Wissenschaftsstandort Bremen.



Wissenschaft ist in Bremen und Bremerhaven ein wichtiger Motor der Stadtentwicklung und der Modernisierung. Die herausragenden Qualitäten des Wissenschaftsstandortes mit seiner Exzellenzuniversität prägen zunehmend Identität und Image der Städte, sind also in den Köpfen der Menschen angekommen. Wissenschaftsbauten wie das Universum oder der Fallturm des ZARM (Zentrum für Angewandte Raumfahrttechnologie und Mikrogravitation) sind als architektonische Zeichen unmissverständlich mit Bremen verbunden und symbolisieren das moderne Bremen, so wie Rathaus, Roland und Stadtmusikanten für die historische Tradition der alten Handels- und Bürgerstadt stehen.

Aus der Ferne betrachtet könnte es ein Schiff sein oder eine Wolke: Das Klimahaus Bremerhaven 8° Ost.

[Mehr Informationen](#)

www.hausderwissenschaft.de

„Theoretisch könnten wir auch irgendwo auf dem Land forschen“

Fragen an den Bremer Meeresforscher Gerold Wefer

Im Interview

Herr Professor Wefer, brauchen die Naturwissenschaften die Städte?

Gerold Wefer: Theoretisch können wir Naturwissenschaftler die Forschung natürlich irgendwo auf dem Land betreiben und uns über die modernen Kommunikationsmittel austauschen. Wir reisen viel, um an Expeditionen oder Konferenzen teilzunehmen. Doch wenn ich mir unser Institut MARUM in Bremen ansehe, das sehr international ausgerichtet ist, zeigt sich, dass Wissenschaft doch eine städtische Infrastruktur braucht, beispielsweise um wissenschaftliche Ergebnisse an die Bevölkerung zu vermitteln. In der Stadt erreicht man die Menschen schnell und in großer Zahl. Auch die Industrieunternehmen, mit denen wir uns austauschen und gemeinsam Unterwassergeräte entwickeln, sitzen meist



Gerold Wefer ist Meeresforscher, Gründer und bis Oktober 2012 Direktor des MARUM – Zentrum für Marine Umweltwissenschaften der Universität Bremen.

in den Städten oder in den Randgebieten der Städte. Also, in den Städten spielt die Musik.

Stichwort Industrieunternehmen: Wie gut funktioniert aus Ihrer Sicht der lokale und regionale Austausch zwischen den Naturwissenschaften und der Wirtschaft?

Wefer: Da darf man sich nicht allzu viel erhoffen. Man kann nicht einfach erwarten, dass die passenden Unternehmen schon vor Ort sein werden. Das MARUM Bremen arbeitet zum Beispiel mit Firmen in Schrobenhausen bei München, Kiel und Peine sowie in den USA zusammen. Dort sitzen unsere Partner, die dazu beitragen, dass neue Produkte auf den Markt kommen.

Neue Produkte entstehen nicht nur, weil es dafür in der Wirtschaft Bedarf gibt. Wir fragen uns auf Wissenschaftsseite auch immer, wie wir durch die Entwicklung neuer Geräte einen Wissensfortschritt erreichen können. Wenn die Unternehmen das nicht vorantreiben, tun wir es selbst.

Den Unternehmen nützt also vor allem die Produktentwicklung durch Hochschulen und Institute?

Wefer: Nein, nicht nur. Die Wirtschaft profitiert vor allem auch davon, dass wir junge Menschen gut ausbilden. Das ist der große Wert, den Hochschulen für die Firmen haben und auch deren Interesse. Natürlich berücksichtigen wir in Studiengängen wie Physik, Chemie, Biologie, Wirtschaftswissenschaften oder Ingenieurwissenschaften die Anforderungen der Wirtschaft. Aber in der Ausbildung orientieren wir uns nicht an den speziellen Anforderungen der Autoindustrie oder der Energiewirtschaft. Wir bilden breit aus. Wissen ist übertragbar und die Absolventen können in vielen Bereichen eingesetzt werden.

Natürlich bringen die Hochschulen durch die Ausbildung von Arbeitskräften auch einen Standortvorteil für die Städte. Wenn hier hochqualifizierte Arbeitskräfte ausgebildet werden, fließt das positiv ins Standortmarketing ein.

Bremen befindet sich schon länger auf dem Weg zur Wissenschaftsstadt. Was kann aus Sicht der Naturwissenschaften noch verbessert werden?

Wefer: Generell spielen die engen Beziehungen zwischen den Akteuren eine große Rolle. In Städten wie Bremen funktioniert das vergleichsweise gut, weil man sich kennt und die Netzwerke übersichtlich sind. Außerdem identifizieren sich Firmen mit dem Standort und nehmen ihre soziale Verantwortung für die Stadt ernst. Das zeigt sich unter anderem beim Sponsoring. Die Unternehmen wollen ja nicht nur Geld geben, sondern auch beteiligt werden und die Wirkung der Unterstützung verfolgen. Im Kulturbereich funktioniert das schon. Relativ neu ist in Bremen, dass Firmen auch wissenschaftliche Vorhaben und Bildungsprojekte unterstützen. Das wollen wir noch weiter ausbauen.

2006 – Dresden

Ohne Netzwerk geht gar nichts

Um uns auf die Lübecker Tagung vorzubereiten, taten wir das, was seit Jahren typisch ist für unsere Netzwerkarbeit: Unser Beitrag wurde nicht im stillen Kämmerlein geschrieben, sondern in einem Treffen des Netzwerks „Dresden – Stadt der Wissenschaften“ mit allen 23 Partnern diskutiert und abgestimmt.

Das Netzwerk entstand im Sommer 2004. Damals schlossen sich unter der Federführung des Geschäftsbereichs Wirtschaft der Landeshauptstadt Dresden Hochschulen und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen zusammen. Gemeinsames Ziel war und ist es, den Wissenschafts- und Innovationsstandort Dresden mit koordinierten Maßnahmen in der Öffentlichkeit weiter zu profilieren, qualifizierte Fachkräfte zu gewinnen und den wissenschaftlichen Nachwuchs vor Ort zu fördern.

Die erste Aufgabe des Netzwerks war der Gewinn des Titels „Stadt der Wissenschaft 2006“. Unter dem Motto „Wo Elemente sich verbinden“ erarbeiteten die Netzwerkpartner mithilfe vieler weiterer Akteure ein Bewerbungskonzept. Es fokussierte sich stärker als sein Vorgänger – Dresden erreichte im Wettbewerb 2005 den zweiten Platz – auf die Stärken der Wissenschaftsstadt Dresden. Im Mittelpunkt standen die wachsenden Vernetzungen, das Interesse der Öffentlichkeit und die besonderen räumlichen Gegebenheiten.

Weitere wichtige Wissenschaftsnetzwerke bilden „DRESDEN-concept“, eine Allianz zwischen der TU Dresden und außeruniversitären Forschungsorganisationen sowie zahlreiche Branchennetzwerke. Dresden ist also heute im Wissenschaftsbereich mehrfach gut vernetzt. In den Dresdner Kompetenzfeldern Mikroelektronik/Informations- und Kommunikationstechnologie, Nanotechnologie, Neue Werkstoffe, Energie, Life Sciences/Biotechnologie, Luft- und Raumfahrttechnik, Fahrzeuge, Maschinen- und Anlagenbau sowie Druckindustrie existieren zahlreiche Kooperationsmodelle zwischen Forschungseinrichtungen und der Wirtschaft. Für die schnelle Umsetzung wissenschaftlicher Erkenntnisse in wirtschaftlichen Erfolg sorgen sieben Transfereinrichtungen und vier Technologie- und Gründerzentren mit hohen Förder- und Drittmittelquoten. Mit populärwissenschaftlichen Veranstaltungen, bei denen sich Wissenschaftler in den Dialog mit der Öffentlichkeit begeben, werden Inhalte aus Forschung und Wissenschaft erfolgreich transportiert.

Doris Oser
Bärbel Heider
Thomas Scheufler

Feierliche Zeremonie: Für den Abschluss als „Juniordoktor“ haben Kinder und Jugendliche einen Veranstaltungsparcours mit Wissensfragen erfolgreich absolviert.



Ein bewährtes Format ist seit 2003 die „Dresdner Lange Nacht der Wissenschaften“. Sie findet jedes Jahr an einem Freitag kurz vor Beginn der Sommerferien statt und wird seit 2005 vom Netzwerk „Dresden – Stadt der Wissenschaften“ getragen. Ziel der Veranstaltung ist es, den Dialog zwischen Wissenschaft und Bevölkerung auszubauen, Wissenschaftlern und neuen Forschungsprofilen ein Podium zur öffentlichen Darstellung zu bieten und das wissenschaftliche Potenzial der Stadt im „nächtlichen Glanz“ zu präsentieren.

Daneben hat sich das Format „Junordoktor“ als Element der Berufs- und Studienorientierung für Schüler der dritten bis zwölften Klasse fest etabliert. Der Veranstaltungsparcours für wissenschaftsinteressierte Kinder und Jugendliche wurde im Rahmen von „Stadt der Wissenschaft 2006“ konzipiert. Nach vier erfolgreichen Jahrgängen und einer Unterbrechung im Jahr 2011 wurde der Junordoktor 2012 neu gestartet. Erstmals werden auch Kinder und Jugendliche aus bildungsfernen Elternhäusern dank einer Kooperation des Netzwerks mit dem Landesverband Sächsischer Jugendbildungswerke e.V. direkt angesprochen.

Im Rahmen von „Stadt der Wissenschaft 2006“ wurde außerdem ein Online-Veranstaltungskalender Wissenschaft eingerichtet, der heute in einer neuen Fassung vom Netzwerk DRESDEN-concept als „Dresden Science Calendar“ (www.wissenschaft.dresden.de/calendar) geführt wird. Er synchronisiert sich automatisch mit den bestehenden Ankündigungssystemen der einzelnen Institute. Konzeptionell bereits in 2006 entwickelt, wird ab 2013 das Dresden Welcome Center einen zentralen Anlaufpunkt für ausländische wissenschaftliche Fachkräfte bieten. Neben ausländerrechtlichen Dienstleistungen werden praktische Fragen zu Leben und Kultur in Dresden beantwortet.

Drei Aspekte aus dem Wissenschaftsjahr haben sich als besonders nachhaltig erwiesen und tragen noch heute zur Entwicklung einer wissenschaftsbasierten Stadtentwicklung bei:

- Das Netzwerk „Dresden – Stadt der Wissenschaften“ dank seiner engen Anbindung an die Stadtverwaltung und neuer Aufgabenfelder wie die Profilierung der Technischen Sammlungen Dresden als außerschulischen Lernort.
- Die Wissenschaftsgemeinschaft dank ihrer identitätsstiftenden Zusammenarbeit im Rahmen von „Stadt der Wissenschaft 2006“, mit einem starken WIR-Gefühl unter den Netzwerkpartnern und einer gelebten Vorteilspartnerschaft, die jedes Mitglied als Mehrwert erlebt.
- Die wissenschaftsinteressierte Bevölkerung, bei der Hochtechnologie-Forschung und -Entwicklung im Dresdner Stadtgebiet eine hohe Akzeptanz erfahren und Veranstaltungsangebote aus Wissenschaft und Technologie stark nachgefragt werden.

Der Weg zur Wissenschaftsstadt benötigt immer wieder einen neuen Schub. Hilfreich für Dresden waren beispielsweise zahlreiche Ansiedlungen und Neugründungen von Wirtschaftsunternehmen und Forschungseinrichtungen im Hochtechnologiebereich, die erfolgreiche Exzellenz-Initiative der TU Dresden, die überregionale Jahresmarketingkampagne 2012 „Kunst trifft Wissenschaft“ der Dresden Marketing Gesellschaft sowie die wachsende Zahl ausländischer Wissenschaftler.

Zu unserer positiven Bilanz gehört auch die (selbst-)kritische Reflexion. Als große Herausforderung erweist sich die Organisation des tragenden Netzwerks „Dresden – Stadt der Wissenschaften“. Es existiert seit seiner Gründung als freies

Projekt und basiert auf den jährlichen Bereitschaftserklärungen der einzelnen Mitglieder. Den damit verbundenen Vorteilen (kein hierarchischer Überbau, keine strukturellen Hemmnisse, schnelle Reaktionsfähigkeit, Nutzung vorhandener Strukturen) stehen systemtypische Nachteile gegenüber (fragil, störanfällig und von Personen abhängig, rechtliche Unsicherheiten und Grenzen bei Sponsoring). Für die weitere Entwicklung des Netzwerks sind diese Vorteile und Nachteile gegeneinander abzuwägen und die Organisation des Netzwerks gegebenenfalls zu modifizieren. Mit einer Netzwerkanalyse und -strategie unter externer Moderation sollen die Entscheidungsgrundlagen herausgearbeitet werden.

Entscheidend für eine erfolgreiche Netzwerkarbeit ist neben personeller Kontinuität auch das Rollenverständnis des Koordinators (Moderator, Katalysator, Dienstleister). Nach dem Weggang der langjährigen Netzwerkkordinatorin im Jahr 2010 und vor der Neubesetzung der Stelle stand der „Juniordoktor“ vor dem Aus und das Netzwerk drohte auseinanderzubrechen.

Eine große Herausforderung liegt in der jährlich neu zu sichernden Finanzierung der Netzwerkarbeit. Diese basiert derzeit ausschließlich auf den Beiträgen der Partner und externen Veranstalter der „Dresdner Langen Nacht der Wissenschaften“. Die Unterstützung durch Wirtschaftspartner in Form von Sponsoring beschränkt sich auf punktuelle Kooperationen. Eine verlässliche Finanzierungsbasis unter Einbeziehung von Sponsoren bleibt eine große Herausforderung.

Darüber hinaus entspricht nach unserer Einschätzung die Berichterstattung in den überregionalen Medien noch nicht dem Potenzial der Wissenschaftsstadt Dresden.

Wir haben uns viel vorgenommen. In 2022 soll Wissenschaft in Dresden ein wesentliches Element der kommunalen Bildungsstrategie sein. Wissenschaft soll entlang der Kompetenzfelder der Stadt zur Ansiedlungspolitik der Wirtschaftsförderung im nationalen und internationalen Rahmen beitragen. Auch soll Wissenschaft ein zentrales Element des Standortmarketings darstellen, das Dresden gezielt als Wissenschaftsstadt mit Kongressen und Tagungen kommuniziert.

Weitere Informationen

www.dresden-wissenschaft.de

Die Dresdner Lange Nacht der Wissenschaften zeigt seit 2003 das wissenschaftliche Potenzial der Stadt im nächtlichen Glanz.



2007 – Braunschweig

Klarer Schwerpunkt in der Technik

Elisabeth Hoffmann
Klaus-Dieter Kühn
Henning Steinführer

Die Stadt Braunschweig ist seit langer Zeit Heimat zahlreicher national wie international anerkannter Wissenschaftseinrichtungen und zugleich Standort für eine Vielzahl von Unternehmen aus dem wissenschafts- und forschungsnahen Bereich. Wissenschaft gehört damit zu den prägenden Standortfaktoren von Stadt und Region Braunschweig und zählt zu den prioritären Handlungsfeldern bei den verantwortlichen Akteuren vor Ort. Eine Bewerbung für den Titel „Stadt der Wissenschaft“ war daher nur folgerichtig.

Nachdem Braunschweig beim ersten Anlauf im Wettbewerb um den Titel „Stadt der Wissenschaft 2005“ – zwar mit besonderer Empfehlung – scheiterte, traten die Stadt und ihre Forschungseinrichtungen zwei Jahre später erneut an – diesmal mit Erfolg. Das Konzept der Ideenküche Braunschweig brachte Stadt und Region den Titel „Stadt der Wissenschaft 2007“ ein. Und nicht nur das, die Idee hinter der Bewerbung wurde von den Partnern aus Wissenschaft, Wirtschaft, Stadt und Kultur gelebt. Sie standen hinter dem Vorhaben und haben die gemeinsamen Zielsetzungen zu ihrer eigenen Sache gemacht.

Das Wissenschaftsjahr 2007 war der Auftakt einer langfristig angelegten Strukturplanung für den Forschungsstandort Braunschweig. Aufbauend auf einem breiten Netzwerk aus Vertretern der Wissenschaftseinrichtungen, der Hochschulen, der Stadt und der Wirtschaft, wurden nicht nur Forschungscluster weiter ausgebaut, sondern die Standortkommunikation mit dem Ziel, „kluge Köpfe“ in die Region zu holen, intensiviert und das Thema Wissenschaft und Forschung in der Stadt kontinuierlich institutionalisiert.

Als Beispiel für eine gelungene Standortkommunikation ist das Wissenschaftsportal auf den städtischen Internetseiten zu benennen. Hier betreibt die Braunschweig Stadtmarketing GmbH mit inhaltlicher Unterstützung der ForschungRegion das Wissenschaftsportal www.braunschweig.de/wissenschaft. Darüber hinaus wurde gemeinsam die Standortbroschüre „Von Gauß bis Galileo“, die den Forschungsstandort Braunschweig und seine Netzwerkstrukturen in Magazinformat darstellt, aufgelegt. Die kontinuierliche Pressearbeit zu Themen des Wissenschafts- und Forschungsstandortes trägt ebenso zur weiteren Profilierung der Stadt bei wie die Nutzung der wissenschaftlichen Stärken und USPs in der gesamten städtischen Kommunikation.

Als weiteres Aushängeschild der Stadt und Zeichen der Institutionalisierung der Wissenschaft in der Stadt agiert das Haus der Wissenschaft, welches direkt aus



dem Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“ entstanden ist. Im Oktober 2007 wurde zum Betrieb die Haus der Wissenschaft Braunschweig GmbH gegründet. Mit der Stadt Braunschweig (über die Braunschweig Stadtmarketing GmbH), der Technischen Universität Braunschweig e.V., der ForschungRegion Braunschweig e.V. und der Union Kaufmännischer Verein von 1818 e.V. haben sich die Partner der „Stadt der Wissenschaft“ auch für dieses Projekt engagiert.

Das Haus der Wissenschaft hat sich seitdem zu einem festen und besonders lebendigen Teil der Braunschweiger Wissenschafts- und Kulturlandschaft entwickelt und setzt die Idee der „Stadt der Wissenschaft 2007“ erfolgreich fort. Hier werden nicht nur der Dialog und die Vernetzung zwischen Wissenschaft, Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft weiter gestärkt, auch der Nachwuchs soll angesprochen werden. Beim Einsatz von Kommunikationstechniken, die Beteiligung und persönliche Interaktion forcieren, steht der offene, gern auch kontroverse Dialog zwischen Menschen im Vordergrund.

Erfolgreich etabliert hat sich zum Beispiel der sogenannte Science Slam im Haus der Wissenschaft, eine Braunschweiger Erfindung. Regelmäßig verfolgen mehr als 300 Neugierige die Kurzvorträge der Teilnehmenden. Maximal zehn Minuten stehen jedem Referenten zur Verfügung, um sein aktuelles Forschungsthema in einem populärwissenschaftlichen Vortrag vorzustellen und im Wettstreit die Herzen der Zuschauer zu gewinnen. Für die bundesweiten Gewinner veranstaltete das Haus der Wissenschaft im Juni 2010 im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) den ersten „Deutschlandslam“.

Monatlich von der ForschungRegion Braunschweig e.V. veranstaltete Transferabende trugen dazu bei, das Netz zwischen Wissenschaft, Wirtschaft und Stadtpolitik noch enger zu knüpfen und Zukunftspotenziale der Region zu identifizieren sowie neue Kooperationsnetze zu fördern. Es entwickelte sich ein Prozess, um das Profil von Stadt und Region weiter zu schärfen und strategische Ziele verbindlich zu formulieren. So wurden und werden durch zahlreiche Neubauten Forschungskapazitäten und -infrastrukturen maßgeblich ausgebaut. Beispiele sind das Niedersächsische Forschungszentrum Fahrzeugtechnik, der neue

Ideenflug aus dem Haus der Wissenschaft in Braunschweig.

Forschungscampus für den multifunktionalen Fahrzeugleichtbau, der Ausbau des Campus Forschungsflughafens, das Zentrum für Systembiologie, das Pharmaverfahrenstechnik Zentrum oder das Zentrum für Wirkstoffforschung und funktionelle Genomforschung am Helmholtz-Zentrum für Infektionsforschung. Braunschweig wird bis 2020 Modellregion für Verkehrssystemtechnik und Mobilität und ist maßgeblich an einem der vier Schaufenster für Elektromobilität in Deutschland beteiligt. Braunschweigs Forschungsflughafen hat eine hohe Anziehungskraft für forschungsintensive Unternehmen. Rund 2.100 Arbeitsplätze sind hier entstanden. Koordiniert durch die Kontaktstelle Schule-Wissenschaft der ForschungRegion Braunschweig hält das Netzwerk von der frühkindlichen Bildung für alle Altersgruppen und Schulformen ein breitenwirksames Angebot für die Förderung des beruflichen und wissenschaftlichen Nachwuchses bereit. So gehen seit 2007 in der Trägerschaft der ForschungRegion als Teil der bundesweiten Initiative „Haus der kleinen Forscher“ jüngste Forscherinnen und Forscher in über 90 Kitas mit naturwissenschaftlichen und mathematischen Experimenten auf kindgerechte Entdeckungsreise.

Seit 2011 ist die ForschungRegion Braunschweig auch Modellnetzwerk für die technisch-naturwissenschaftliche Bildung in Grundschulen. Mit dem Projekt „Mobile Ideen – was bewegt uns morgen?“ konnte Braunschweig im finalen Wettbewerb der Stadt der Wissenschaft die Jury des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft überzeugen und erhält eine Förderung in Höhe von 50.000 Euro. Ziel des Projektes ist es, SchülerInnen aller Schulformen an Visionen für die Gestaltung einer nachhaltig mobilen Gesellschaft aktiv zu beteiligen. In mehreren Zukunftswerkstätten entwickeln sie gemeinsam mit Auszubildenden, Studierenden und Experten aus Wissenschaft, Wirtschaft und Politik Ideen zur Schaffung eines Schaufensters für nachhaltige Mobilität in der Region.

Um auch in Zukunft ein konkurrenzfähiger Wissenschafts- und Forschungsstandort mit klarer Schwerpunktsetzung zu bleiben, wird es in den kommenden Jahren erheblicher Anstrengungen in Stadt und Region Braunschweig bedürfen. Eine wichtige Entscheidung in diesem Zusammenhang, die den Stellenwert der Wissenschaft für die Stadt Braunschweig deutlich vor Augen führt, war die Aufnahme der Wissenschaft in den Aufgabenkanon des nunmehrigen Dezernates für Kultur- und Wissenschaft und die Schaffung eines Wissenschaftsreferates. Damit sind die ersten Schritte auf dem Weg zur „Wissenschaftsstadt“ auch im administrativen Bereich erfolgreich absolviert. Weitere werden folgen.

Weitere Informationen

www.braunschweig.de/wissenschaft



2008 – Jena

Ein neues Leuchten geht durch die Stadt

Margret Franz

Mit dem Titelgewinn „Stadt der Wissenschaft 2008“ vor fünf Jahren ergab sich für Jena eine hervorragende Möglichkeit, die Welt der Wissenschaft in den Mittelpunkt des Stadtgeschehens zu stellen. Durch eine strategische Neuausrichtung der Netzwerke zwischen Wissenschaft, Wirtschaft und Stadtverwaltung und durch speziell entwickelte Veranstaltungsformate gelang es, die variantenreichen Wechselbeziehungen zwischen Wissenschaft, Wirtschaft, Kunst und Kultur auf neue Art und Weise zu reflektieren und erlebbar zu machen. Außerdem wurde eine tragfähige Kooperationsstruktur für zukünftige gemeinsame Projekte geschaffen.

Am 2. Februar 2008 begeisterte die offizielle Auftaktveranstaltung „Jena leuchtet“ 25.000 Besucher. Zu den illuminierten Erlebnisstationen gehörten das Hauptgebäude der Friedrich-Schiller-Universität Jena, die Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek, das Phyletische Museum sowie der Ernst-Abbe-Campus. Über dieser Lichtroute erstrahlte ein pulsierendes und in alle Himmelsrichtungen leuchtendes Lasernetz und verwies bildlich auf das hervorragende Netzwerk aus Forschung und Wirtschaft, Kultur und Stadt, auf die Allianz für Wissen und Wachsen. Die Allianz bringt Jena auch nach dem Jahr der Wissenschaft zum „Leuchten“, weil diese Gemeinschaft größer geworden ist und die Zahl der mitwirkenden Partner sich nahezu verdoppelt hat.

Von allen Beteiligten wird das Jahr 2008 im Rückblick als großer Erfolg angesehen, gleichzeitig wird aber auch deutlich gemacht, dass es unerlässlich ist, die positiven Intentionen aus 2008 immer wieder mit neuem Leben zu erfüllen. Die unzähligen Erfolge der Jenaer Wissenschaft und Forschung müssen durch verschiedene Formate stets aufs Neue in den öffentlichen Diskurs gebracht werden, um eine dauerhafte und identitätsstiftende Verankerung in der Stadtöffentlichkeit zu erlangen.

Dabei hat sich die Jenaer Allianz für Wissen und Wachsen als ein nachhaltiges und funktionierendes Netzwerk erwiesen, das in der Lage ist, sozusagen als Think Tank zu agieren. Beispiele hierfür sind Projekte wie „Forsche Schüler“ am Beutenberg Campus und die Langen Nächte der Wissenschaften, die alle zwei Jahre Tausende zum Blick hinter die Kulissen wissenschaftlicher Arbeit mobilisieren.

Aus dem gemeinsamen Engagement resultierte eine weitere Initiative, die Bewerbung um den Titel „Stadt der jungen Forscher 2011 und 2012“. Mit dem Rückenwind dieses Wettbewerbes wurden die Ziele aus 2008 nochmals neu und mit dem besonderen Fokus „Nachwuchs“ auf die Agenda gesetzt. Mit den beiden Bewerbungen kam Jena zweimal ins Finale, verfehlte den Titel nur knapp. In beiden Fällen hat sich die Allianz als idealer Motor und Katalysator für die Vernetzung verschiedener Themen aus Wirtschaft, Wissenschaft, Bildung und Kultur erwiesen.

Im Jahr 2008 entstand auch das Projekt „Science Guides“, das vor allem Besucher unserer Stadt angesprochen hat. Science Guides sind speziell ausgebildete Studierende, die die Stadt Jena als hervorragenden Ort zum Studieren, Forschen und Leben vorstellten. Als sprachgewandte Repräsentanten der Wissenschaftsstadt gaben sie Auskunft über die vielfältigen Möglichkeiten, sich mit dem Thema Wissenschaft und Forschung zu befassen. Aus diesem Projekt sind nicht nur eine Reihe zusätzlicher Stadtführungen zum Thema Wissenschaft entstanden, die sich reger Nachfrage erfreuen, sondern auch völlig neue Marketingideen.

Mit dem musikalischen Projekt „Klingende Fassade“ wurde der mit einer neuen Fassade versehene historische Stadtspeicher am Jenaer Markt im Oktober 2008 feierlich eröffnet.



Unter der Überschrift „Studentenparadies Jena“ initiierten Universität und Fachhochschule eine gemeinsame Marketingkampagne, der sich Stadt und Studentenwerk anschlossen, um mit dem Schwung des Wissenschaftsjahres junge Menschen aus ganz Deutschland und dem Ausland für die Stadt Jena zu begeistern. Auch im Zusammenhang mit der Umsetzung des Bologna-Prozesses gehen Hochschulen und Stadt gemeinsame Wege, zum Beispiel mit dem ersten Masterinfotag im Januar 2013. Er dient dazu, den Studierenden und deren Eltern gebündelt Informationen zu den Qualifizierungsmöglichkeiten nach dem Bachelorstudium an die Hand zu geben. Denn es liegt ganz im Interesse des Wissenschafts- und Wirtschaftsstandorts Jena, ausgebildete Fachkräfte länger als drei Jahre in der Stadt zu halten.

Als sichtbares Zeichen aus dem Jahr als „Stadt der Wissenschaft“ bleibt der Stadtspeicher erhalten.

Das älteste Haus am Markt in Jena wurde am 3. Oktober 2008 neu eröffnet. Seit diesem Zeitpunkt steht es als Informations- und Kommunikationsportal zu Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Stadt Jena zur Verfügung. Entworfen wurde die Hologrammfassade des Stadtspeichers vom Künstler und Architekten Ruairí O'Brien. Durch die Lichtbrechung werden dynamische Farbeffekte erzielt, welche selbst bei diffusem Licht Einblicke in das Gebäude möglich ma-



chen und so zum Hereinkommen einladen. Im Inneren des Hauses begeben sich die Besucher auf eine einmalige Zeitreise zwischen historisch erhaltenen Elementen und moderner Architektur. Was aber darüber hinaus noch viel wesentlicher ist: Dieses Gebäude spiegelt symbolisch die Herkunft Jenas aus der Erfolgsgeschichte von Optik- und Glasindustrie wider und weist den Weg in eine von Lichttechnologien getragene Zukunft Jenas. Auch wenn die aktuelle Nutzung der historischen Substanz durch die Jena Tourist-Information und als Ausstellungsraum eine große Herausforderung darstellt – als Kunstwerk und Denkmal ist das Gebäude des Stadtspeichers mit seiner Glasfassade wie kein anderes ein der Stadt und ihrem Selbstverständnis gemäÙes neues Wahrzeichen.

Rund um den neuen Campus der Universität auf dem Areal des ehemaligen Zeiss-Hauptwerks waren im Wissenschaftsjahr zahlreiche Lichtprojekte angesiedelt.

Weitere Informationen
www.jenakultur.de

2009 – Oldenburg

Übermorgen noch Übermorgenstadt

Corinna Dahm-Brey
Rainer Lisowski

Im Nachhinein bei öffentlichen Projekten eine ausgewogene Bilanz zu ziehen, fällt schwer. Sieht man zu sehr auf das Positive, neigt man zur Schönfärberei. Beleuchtet man hingegen auch das, was nicht wie geplant funktioniert hat, könnte der Eindruck entstehen, das Projekt sei nicht erfolgreich gewesen.

Wir halten es für wichtig, ein ausgewogenes Fazit unseres „Wissenschaftsjahrs 2009“ zu ziehen. Wir blicken dabei weniger auf das Jahr 2009 selbst (einen Rückblick und eine Dokumentation findet man unter www.oldenburg-stadt-der-wissenschaft.de) als vielmehr auf die Folgen; auf das, was geblieben ist.

Mit dem Wettbewerb wollte der Stifterverband neue Netzwerke zwischen der Wissenschaft und der städtischen Gesellschaft knüpfen. Von diesem Blickwinkel aus betrachtet hat sich Oldenburg in den vier Jahren seit dem Titelgewinn positiv entwickelt.

Im Vergleich etwa zu 2005 sind die beiden Hochschulen – die Universität Oldenburg und die Jade Hochschule – sowie die zahlreicher gewordenen wissenschaftlichen Einrichtungen heute noch stärker in Stadt (und Region) verankert. Stadt der Wissenschaft – bei uns mit dem Projekttitel „Übermorgenstadt“ versehen – hat wesentlich dazu beigetragen, Netzwerke enger zu knüpfen und weiter auszubauen. Netzwerke, die heute auch so wichtigen Zukunftsprojekten wie der „European Medical School Oldenburg-Groningen“ (EMS) zugutekommen.

Die Intensität der Kooperation steht heute jedoch – sicher ein Stück weit naturgemäß – nicht mehr dort, wo sie in den Jahren 2008, 2009 und 2010 stand. Aufbruchstimmung und eine projektbedingte permanente Kommunikation zwischen den Akteuren der Wissenschaft und denen der Stadt waren charakteristisch für die Zeit der Vorbereitung und Umsetzung. Das hat nachgelassen, sicher aus mehreren Gründen: Der Stadtrat hat die Position des Wissenschaftsreferenten gegen den Wunsch der Verwaltung abgeschafft, das Budget zusammengestrichen. Die wichtigste Schnittstelle zwischen Stadt und Hochschulen ist damit verloren gegangen. Zum anderen ist Wissenschaftskommunikation immer auch eine Frage der Ressourcen – vor allem in Zeiten, in denen die Hochschulen vor zahlreichen neuen Herausforderungen stehen, um sich in der Wissenschaftslandschaft zu positionieren. Auf der Agenda der Universität stehen beispielsweise das neue Exzellenzcluster, die Etablierung einer Medizinischen Fakultät – bundesweit die erste Neugründung seit mehr als 20 Jahren – aber auch eine Vielzahl anderer großer Forschungs- und Lehrprojekte.



Aus dem Jahr als „Stadt der Wissenschaft“ erhalten geblieben sind mehrere Projekte und Formate. An erster Stelle zu nennen ist das „Schlaue Haus Oldenburg“ (SHO) – eine von den beiden Hochschulen getragene und von der Wirtschaft unterstützte Einrichtung, die in bester Lage in der Innenstadt den Bürgerinnen und Bürgern Wissenschaft näher bringt. Die Idee für dieses Haus entstand als ein Vorhaben der „Übermorgenstadt“. Das SHO wird künftig einer der wichtigsten Kristallisationspunkte für Wissenschaftskommunikation zwischen Hochschulen und lokaler Bevölkerung sein.

Anders als in Bremen und Braunschweig wollte sich der Rat der Stadt Oldenburg nicht an dem Vorhaben beteiligen, ein Haus für Bürger und Wissenschaft mit zu unterstützen. Umso besser, dass die Wirtschaft der Wissenschaft zur Seite sprang und das Vorhaben massiv förderte.

Geblichen sind zudem zahlreiche Formate der Wissenschaftskommunikation, die im Jahr 2009 entwickelt worden waren: Die „Uni am Markt“, die „Wissenschafts-Soirée“ und die „Lange Nacht der Wissenschaft“ sind die drei wichtigsten dauerhaft etablierten Veranstaltungen.

Geblichen ist ebenfalls ein neues, mit diversen Designpreisen ausgezeichnetes Corporate Design (CD) der Stadt. Dass seinerzeit erst fünf Jahre alte CD der Stadt wurde 2009 durch das CD der „Übermorgenstadt“ ersetzt. Auch andere Städte haben Elemente von Wissenschaftsprojekten in Stadtmarketingkommunikation übernommen (z.B. die hervorragenden „Wissenswelten“ in Bremen). Dass aber ein Projekt wie „SDW“ das gesamte Corporate Design einer Stadt neu ausrichtet und einen extern moderierten Markenbildungsprozess mit Wissenschaft und Zukunft im Zentrum anstößt, ist ein bisher einmaliger Vorgang. Im Jahr 2009 und unmittelbar davor verliehen zwei sorgsam ausbalancierte Gremien dem Projekt „Stadt der Wissenschaft“ den entscheidenden Schub: die „Lenkungsgruppe“ auf

Im Oldenburger Stadtteil Osternburg entwickelten Kinder mit Studierenden Geräte, die einen spielerischen Zugang zu den Naturwissenschaften ermöglichen.



strategischer Ebene – besetzt mit Personen wie etwa dem Oberbürgermeister, den Hochschul-Präsidenten, den Leitern wichtiger Forschungseinrichtungen, dem Bischof, dem Generalintendanten des Staatstheaters und Vertretern aus der Wirtschaft. Sie sorgten für den notwendigen Rückhalt des Projektes und schufen eine breite gesellschaftliche Akzeptanz und ein hohes Interesse. Und ein „Kernteam“, das der Lenkungsgruppe zugearbeitet hat, in dem die Projektleitung, Öffentlichkeitsarbeiter der Projektpartner und Amtsleiter der Stadtverwaltung saßen. Kurzum Personen, die über Schnittstellenzugänge in ihren Arbeitsbereichen verfügten.

Nach dem Jahr 2009 gelang es leider nicht, die Kommunalpolitik von einer finanziell unterfütterten Fortführung des Wissenschaftsthemas zu überzeugen. Und ohne konkrete Projekte (das zeigen Beispiele aus anderen Städten) nützen solche Netzwerke recht wenig; dazu sind sie zu heterogen besetzt und die Interessen ihrer Teilnehmer driften zu weit auseinander. Die Fortführung dieser Netzwerke auf der Grundlage großer (!), konkreter Projekte ist aber eine zentrale Anforderung, um den dauerhaften Dialog zwischen Stadt, Wirtschaft und Wissenschaft zu institutionalisieren. Allgemeine Gesprächsrunden (etwa Quartalstreffen zwischen Hochschul- und Verwaltungsleitung) sind unserer Überzeugung nach gut, schaffen aber allein keine feste und nachhaltige Interessenüberschneidung.

Die Beteiligungs- und Besuchszahlen im Jahr 2009 waren gut bis sehr gut. Bei den zentralen Projekten lag die Auslastung meist bei über 80 Prozent, nicht selten bei über 90 Prozent. Dennoch gab es auch einzelne Events, die nicht so gut funktioniert haben, wie man sich das vorgestellt hatte.

Mit mehreren Jahren Abstand wird auch Folgendes deutlich: Es gab die Hoffnung, dass neben den institutionellen Kultureinrichtungen auch die freien Kulturträger das Thema „Wissenschaft“ stärker entdecken würden. Dies war leider nicht nur bei uns weniger nachhaltig als erhofft. Die freien Kulturträger haben das Jahr genutzt, um förderfähige Projekte zu entwickeln, sich danach aber wieder anderen Themen zugewandt.

Vor allem aber ist eines nicht gelungen: Die Kommunalpolitik für das Thema Wissenschaftskommunikation nachhaltig zu begeistern. Umfrageergebnisse aus anderen Städten deuten aber an, dass dies kein spezifisch Oldenburgisches Problem ist.

Um die „Übermorgenstadt“ zu verstetigen, hatten wir Ende 2009 die Idee entwickelt, im darauf folgenden Jahr eine Reihe von Workshops zur (wissenschaftsbasierten) Stadtentwicklung anzuschließen. Diese sollten im Rahmen des Stadtentwicklungsplans „Step 2025“ Impulse für die „Wissenschaftsstadt Oldenburg“ liefern. Diese Impulse haben auch

Das Schlaue Haus Oldenburg: Hier kommt das Wissen von Hochschulen und Bürgern zusammen.

Eingang gefunden in das Programm „Step 2025“ und werden hier weiter verfolgt. Auch und gerade, weil der Oberbürgermeister – selbst von 2000 bis 2006 Inhaber einer Professur – weiter auf das Thema setzt.

Darüber hinaus sind starke Netzwerke zwischen Hochschulen und der Wirtschaft entstanden bzw. durch das Wissenschaftsjahr 2009 intensiviert worden.

Fazit: Oldenburgs Projekt „Stadt der Wissenschaft“ war aus unserer Sicht erfolgreich: Die Verbindungen zwischen Wissenschaft und Wirtschaft waren niemals enger als in und nach dieser Zeit. Gesellschaftliche Partner für Projekte der Wissenschaftskommunikation zu finden, war nie einfacher. Und mit dem „Schlaun Haus“ konnte ein Ort für Wissenschaftskommunikation installiert werden, dessen Schaffung vor fünf Jahren völlig utopisch gewesen wäre. Nun wird er in den nächsten Jahrzehnten diesen Dialog prägen.

Aber nicht alles war gut. Wie in anderen Städten auch, hat sich manches nicht so positiv entwickelt, wie anfangs erhofft. Wissenschaft zu einem zentralen Thema in einer Stadt zu machen, erfordert vor allem eines: einen langen Atem. „Stadt der Wissenschaft“ ist und bleibt ein dauerhafter Prozess.

Weitere Informationen

www.oldenburg-stadt-der-wissenschaft.de

„Wissenschaft kann Städten helfen, wenn sie weniger politisiert ist“

Fragen an den Oldenburger Oberbürgermeister Gerd Schwandner

Im Interview

Herr Professor Schwandner, die Städte als Lebensorte stehen vor großen Veränderungen. Worin sehen Sie als Oberbürgermeister der mittleren Großstadt Oldenburg die größte Herausforderung?

Gerd Schwandner: Die Städte in Deutschland, das ist ja bekannt, müssen sich auf den demografischen Wandel einstellen. Städte, die schrumpfen, müssen bei der Stadtentwicklung darüber nachdenken, Areale aufzugeben und Infrastruktur zurückzubauen.

Städte wie Oldenburg, die durch Zuzug wachsen und gleichzeitig im Bevölkerungsdurchschnitt altern, haben ganz andere Probleme. Sie müssen beispielsweise die Infrastruktur so ausrichten, dass mehr Verkehr möglich ist. Die Menschen wollen in hohem Maße mobil sein, aber haben auch ein ökologisches Bewusstsein. Man muss deshalb überlegen, wie man durch eine höhere Verdichtung von Lebensräumen und Wohnformen beidem gerecht wird.

Konkretes Beispiel: Ein wichtiges Thema wird der öffentliche Personen-Nahverkehr werden. Der lässt sich nur dann intelligent organisieren, wenn man viele Menschen transportiert. Dazu müssen um die Haltestellen herum auch viele Menschen wohnen. Das bedeutet, dass wir uns von der bisherigen Siedlungsstruktur verabschieden müssen. Wir wissen, dass richtige Großstädte ökologischer sind als zerstreute Siedlungsstrukturen auf dem Land. Es gibt innovative Architekten, es gibt innovative Städte, die beispielsweise über ökologische Hochhäuser nachdenken. Das sind Wohnmodelle, auf die wir uns ernsthafter als bisher einlassen müssen. Wenn man in diese Richtung diskutieren will, bricht man viele Tabus.



Gerd Schwandner war unter anderem Professor für International Management & Marketing Strategien an der Hochschule Karlsruhe – Technik und Wirtschaft. Seit 2006 ist er Oberbürgermeister der Stadt Oldenburg.

Das klingt vor allem nach einer städteplanerischen Herausforderung. Brauchen die Städte dafür die Wissenschaft?

Schwandner: Ja, die Wissenschaft kann da helfen – wenn sie weniger politisiert ist, als man das zum Teil in Deutschland erlebt. Aus meiner Sicht sollte man jeweils ganz nüchtern und vorurteilslos überlegen, wie das konkrete Stadtprofil derzeit aussieht, wohin die Reise gehen soll und welchen Beitrag Wissenschaft da leisten kann. Das bezieht sich auf das Thema Hausbau, auf die Frage, wie man den Verkehr organisiert, aber auch, wie man die richtige Infrastruktur für Gesundheit und Pflege schafft.

In Oldenburg sind wir in dem Bereich gut aufgestellt. Die Stadt verfügt über zwei mittelgroße Krankenhäuser in der Innenstadt, die gut erreichbar sind. Außerdem liegt etwas peripher das große städtische Klinikum, für das es Entwicklungschancen gibt. Wir nennen das Areal den „White Campus“. Zentrales Projekt ist die European Medical School, die im Oktober 2012 eröffnet wurde. Mit ihr leisten wir einen wichtigen Beitrag zum Thema Medizin und Medizintechnologie und versprechen uns Impulse für den Wissenstransfer in die Wirtschaft und somit für die Stadtentwicklung.

Wissenschaft, Stadtpolitik und Wirtschaft ziehen aber nicht unbedingt an einem Strang.

Schwandner: Das stimmt. Eine Stadtentwicklung funktioniert nach unserer Erfahrung nur dann gut, wenn diese drei Akteure eng zusammenarbeiten. In Oldenburg gelingt das beispielsweise beim Thema Energiewirtschaft. Der fünftgrößte deutsche Energieversorger, EWE, hat hier seinen Hauptsitz. Dazu kommt ein ganzes Portfolio an kleineren Unternehmen. An der Universität Oldenburg und an der Jade-Hochschule wird zu erneuerbaren Energien und Energiemanagement geforscht. Beim Thema Energie haben wir also immer die Akteure aus Wissenschaft und Wirtschaft in einem Verbund, plus die Stadtverwaltung als politischem Akteur. Wenn wir als Stadt Oldenburg in China oder Südafrika Aktivitäten entfalten, dann bespielen wir immer das Themenfeld Energie, Energiewirtschaft, Umwelttechnologie. Das mag anderen langweilig erscheinen. Unter Marketing-Gesichtspunkten ist es aber wichtig, dass man immer die gleichen Botschaften kommuniziert.

Dieser Prozess ist neu und relativ komplex. Haben Sie Vorbilder dafür?

Schwandner: Das theoretische Konzept, wie man die Stadt voranbringen kann, basiert auf den Arbeiten von Richard Florida, dessen Gedanken immer noch Gültigkeit haben.

Als konkretes städtisches Vorbild möchte ich – auch wenn es hoch gegriffen ist – Singapur nennen. Singapur hat relativ früh erkannt, dass das Zukunftsmodell darin besteht, Wissenschaft und Wirtschaft und Stadtentwicklung gemeinsam voranzutreiben, sich außerdem kulturell weiter zu entwickeln, sich spannender und heterogener aufzustellen. Für mich ist Singapur (S. 29) die Stadt auf der Welt, die die präziseste Strategie verfolgt, um die Stadt neu auszurichten. Und die sind uns in der Entwicklung fünf bis zehn Jahre voraus.

2011 – Mainz

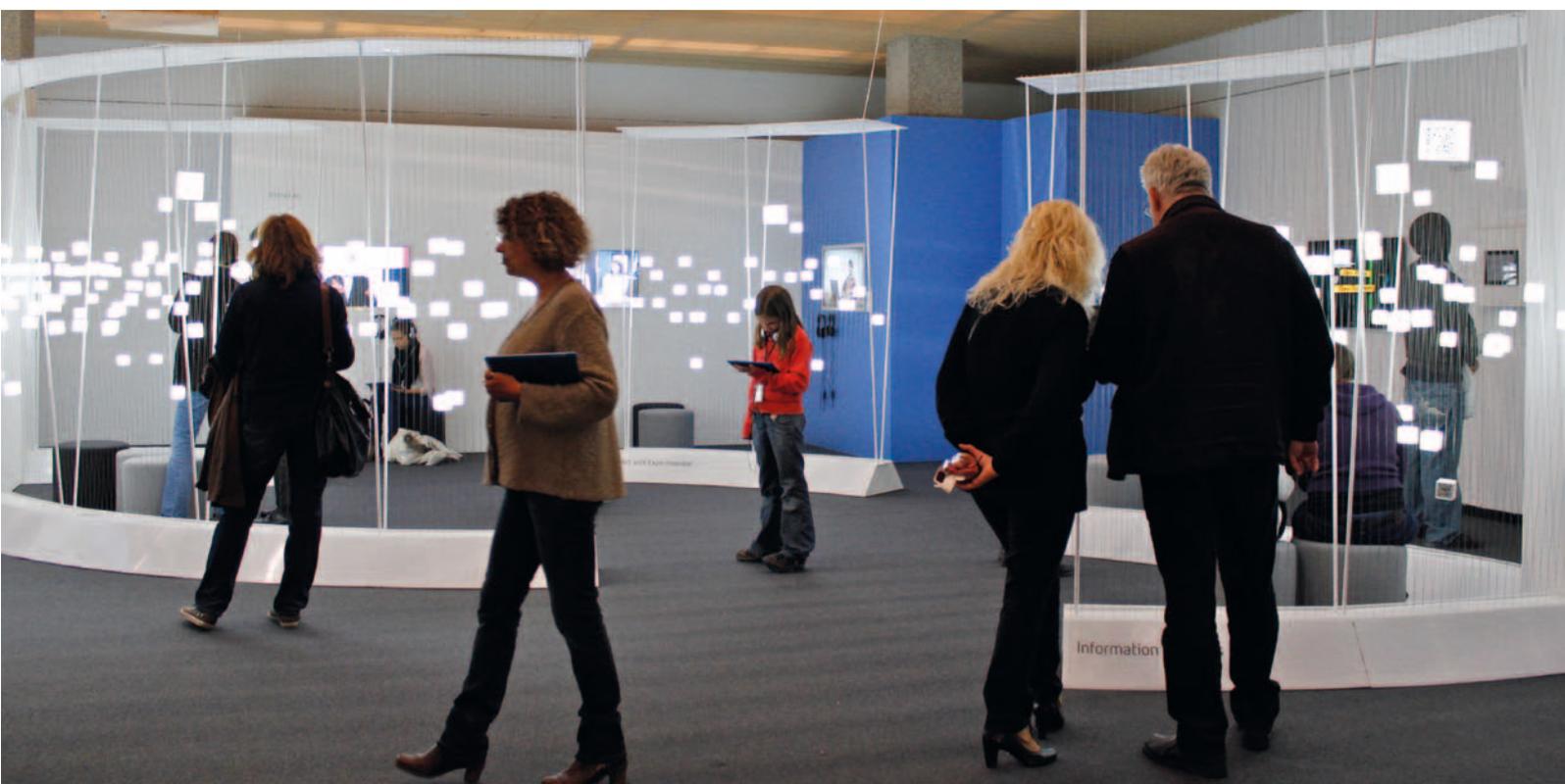
Ein Jahr der guten Erfahrungen

Elke Höllein

In Mainz schwingt noch immer etwas von der Euphorie aus dem Jahr 2011 nach, als die Landeshauptstadt „Stadt der Wissenschaft“ war. In dem Gemeinschaftsprojekt arbeiteten Stadt, lokale Wissenschafts-, Forschungs- und Kultureinrichtungen, die regionale Wirtschaft sowie das rheinland-pfälzische Landesministerium für Bildung, Wissenschaft, Weiterbildung und Kultur erfolgreich zusammen. Mit über 1.000 Einzelveranstaltungen hatte die rheinland-pfälzische Landeshauptstadt, die die Projektkoordination innehatte, gemeinsam mit dem entstandenen großen Wissenschaftsnetzwerk gezeigt, welch hohes Maß an wissenschaftlicher Energie in ihr steckt und zugleich eindrucksvoll ihre Sichtbarkeit als Standort von Forschung, Lehre und Bildungsangeboten in der Region Rhein-Main für eine breite Bevölkerungsschicht dokumentiert.

Neben vielen interessanten Wissenschaftsveranstaltungen zum Mitmachen und Erleben wurden zahlreiche nachhaltige Projekte und Studien im Sinne einer zukunftsorientierten Stadtentwicklung angestoßen. Diese haben – wie etwa die Transferstelle Bildung – weiter Bestand oder dienen der Arbeit der Kommune.

Die Ausstellung „Moving Types“ im Gutenberg-Museum Mainz war mit ihren interaktiven Medien eines der innovativsten Projekte des Wissenschaftsjahres.





Auch eine begleitende Evaluation der Projektakzeptanz bei den Beteiligten und in der Mainzer Bevölkerung durch das Institut für Publizistik der Johannes Gutenberg-Universität zeigte in den vier Phasen der Durchführung zwischen 2010 und 2012 eine hervorragende Resonanz für das Projekt.

An die Ergebnisse der Studien, aber auch an besonders erfolgreiche Veranstaltungsformate wollen die beteiligten Partner weiter anknüpfen, so etwa die vier Arbeitskreise Jugend und Bildung, Wirtschaft, Gesellschaft und Umwelt weiterführen, sie für Interessierte öffnen und somit das Thema der Wissenschaftsstadt im Sinne der positiven Standortentwicklung von Mainz weiter fortführen.

Neben den guten Besucherzahlen besticht vor allem das hohe Ausmaß der Wirkung des Titels: Mainz ist „Stadt der Wissenschaft“. Die Kampagne der Stadt wurde nicht nur von der Fachzeitschrift „Werben und Verkaufen“ ausgezeichnet, sondern erfuhr von allen Beteiligten eine hohe Akzeptanz. Damit dieser Imagegewinn für Mainz erhalten bleibt, sollen auch in den nächsten Jahren viele der Folgeprojekte das leicht veränderte neue Logo „Stadt der Wissenschaft Mainz“ nutzen.

Dazu zählen die Homepage www.stadt-der-wissenschaft-mainz.de mit dem gemeinsamen Veranstaltungskalender, der Facebook-Domain und dem „Wissenskompass“, in dem alle wissenschaftlichen Institutionen aufgeführt sind. Diese Schnittstelle sowie die Koordination des WissensNetzes Mainz liegt bei der Landeshauptstadt Mainz im ehemaligen Projektbüro, das, um die zusätzliche Stelle im Jahr 2011 wieder gekürzt, in der Öffentlichkeitsarbeit angesiedelt war und ist.

Maßgeblich zu diesem Erfolg hat das Engagement der Mainzer Wissenschaftsallianz beigetragen. Die Allianz, seit Oktober 2011 unter Leitung des Fachhochschul-



Erlebnisse für alle Sinne: Besucher im Farbraum der großen Sommerausstellung „Spektrale“ in der Rheingoldhalle.

Präsidenten Gerhard Muth, will die Zusammenarbeit der verschiedenen Einrichtungen weiter intensivieren. Der Technologietransfer zwischen Wissenschaft und Wirtschaft soll beschleunigt und das Marketing gezielt ausgebaut werden. Aktuell wird eine eigene Rechtsform von Seiten der Allianz geprüft. Im Mai 2012 wurde eine halbe Stelle für die Koordination der Aktivitäten der Allianz eingerichtet, die eine neue Schnittstelle zu den Partnern Stadt und Land bildet.

Um die Netzwerkstruktur zu stärken und neue Partner aus Bildung, Kultur, Wissenschaft und Wirtschaft zu gewinnen, organisierten Stadt und Wissenschaftsallianz gemeinsam mit dem Land Rheinland-Pfalz im Mai 2012 eine gemeinsame „Zukunftskonferenz“. Die Veranstaltung im Mainzer Rathaus in Form einer World-Café-Konferenz stand allen Interessierten offen. Das Mainzer WissensNetz richtete im ersten Folgejahr 2012 mit großem Erfolg eine Reihe von Veranstaltungen aus wie den Wissenschaftsmarkt der Wissenschaftsallianz, die Reihe „Literatur im Museum“ der Akademie der Wissenschaften und Literatur, Ausstellungsprojekte im Naturhistorischen Museum und im Gutenberg-Museum oder den „Farbentag“ des Arbeitskreises Jugend und Bildung.

Ganz aktuell wird in den verschiedenen Arbeitskreisen und in der Lenkungsgruppe ein „Haus des Wissens Mainz“ geplant. Dabei wird in Mainz die Idee geprüft, statt eines festen Hauses im Zwei-Jahres-Rhythmus wechselnd die verschiedenen Museen als Standorte zu nutzen. Der Ort soll als Kristallisationspunkt sowohl des WissensNetzes Mainz als auch als Schaufenster der Mainzer Wissenschaft dienen, mit Raum für gemeinsame Ausstellungen, Vorträge sowie Foren zu Wissenschaft und Forschung.

Weitere Informationen

www.stadt-der-wissenschaft-mainz.de

Im Interview

„Kulturwissenschaften brechen das Spartendenken in einer Stadt auf“

Fragen an die beiden Sprecher des Zentrums für Kulturwissenschaftliche Forschung Lübeck (ZKFL), Cornelius Borck und Hans Wißkirchen

Herr Professor Borck, Herr Professor Wißkirchen, brauchen Städte für ihre Entwicklung heutzutage eigentlich Kulturwissenschaften?

Hans Wißkirchen: Auf jeden Fall – und zwar nicht nur im Sinne der so genannten weichen Standortfaktoren. Oft heißt es: Städte müssen attraktiv sein, um junge, aufstrebende Fach- und Führungskräfte anzuziehen. Dafür ist die kulturelle Infrastruktur wichtig, die durch öffentliche Kultur, Bibliotheken und Museen Freizeitwert schafft. Aber das ist nur der erste Schritt.

Es geht auch um eine zweite Ebene. Kulturwissenschaft sollte das ganze städtische Denken mit beeinflussen. Momentan sehe ich eine Entwicklung, in der die einzelnen Sparten sehr stark für sich arbeiten: Die Stadtplanung plant die Stadtentwicklung, die Wirtschaftsplanung die Wirtschaft, der Tourismus bringt die Stadt nach außen und die Kultur neigt dazu, sich für etwas Besonderes zu halten. Es gibt die Gefahr, dass man sich voneinander abschottet. Ich denke, die Kulturwissenschaft kann da eine Art von Störer und Klammer sein, indem sie Dinge einbringt, die quer zu den Mainstreams liegen. Dieses Denken ist der Kulturwissenschaft eigen und auch in einer Stadt wie Lübeck ganz wichtig und notwendig. Damit werden neue Verbindungen geschaffen, die das Denken in Rastern aufbrechen können.

Cornelius Borck: Ich möchte den Gedanken von Störer und Klammer noch einmal aufgreifen. Kultur verstehen wir allzu leicht als das, was für uns die Freizeit angenehmer machen soll, als das Sahnehäubchen auf dem Ernst des Lebens. Kulturwissenschaften sind deshalb in doppelter Hinsicht wichtig. Zum einen, um zu begreifen, dass wir immer in der Kultur sind, auch wenn wir berufstätig sind. Diese Ordnung von Acht-Stunden-Tag und Freizeit ist ein Modell, um Gesellschaft zu organisieren, das gar nicht selbstverständlich ist, und das – Stichwort Neue Medien und Internetwelten – gerade mächtig neu verhandelt wird. Kulturwissenschaft ist also in dem Sinne Störung, dass sie das Selbstverständliche unselbstverständlich und wieder zum Gegenstand öffentlicher Auseinandersetzung macht. Zum anderen muss Kulturwissenschaft gegen das Klischee angehen, dass Kultur vor allem Traditionspflege bedeutet, das Anknüpfen an dem, was sich aus der Geschichte bewährt hat, im Theater und im Konzerthaus regelmäßig zur Aufführung gebracht und im Museum aufbewahrt wird. Hier haben die Kulturwissenschaften eine kritische Aufgabe, nämlich immer wieder aus der Gegenwart heraus dieses Tradierte neu zu befragen und damit auch unsere Gegenwart zu hinterfragen vor dem, was wir aufbewahrt haben. Kulturwissenschaften können so ein Innovationsmotor sein, der unsere Gesellschaft lebendig hält.

Wißkirchen: Für Lübeck ist dies ganz besonders wichtig. Die Stadt besitzt einen reichen Fundus an kultureller Überlieferung, an Artefakten, die natürlich aus der Vergangenheit stammen. Das Spannende ist, diese Dinge mit den aktuellen kulturwissenschaftlichen Fragen in einen konstruktiven Dialog zu bringen.



Cornelius Borck (links) leitet seit 2007 das Institut für Medizingeschichte und Wissenschaftsforschung der Universität zu Lübeck.

Hans Wißkirchen ist seit 2006 Leitender Direktor aller Lübecker Museen und Honorarprofessor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität zu Lübeck.

Das sehen wir als eine zentrale Aufgabe des Zentrums für Kulturwissenschaftliche Forschung (ZKFL) an. Hier bringen wir junge Kulturwissenschaftler mit interessanten methodischen Ansätzen und diese Sammlungen zusammen. Mit den Dingen eben, die je nachdem, welche Fragen ich an sie stelle, ganz andere Antworten geben. Lübeck kann bei diesem Dialog eine gewisse Motorfunktion übernehmen und zeigen, wie aktuelle Kulturwissenschaft überlieferte Artefakte in der Gegenwart neu verorten kann. So entsteht ein kleines Labor, in dem Eini- ges vorgedacht wird, das auch für andere Städte von Interesse sein kann.

Das bedeutet, dass Kulturwissenschaften auch die Städte brauchen?

Wißkirchen: Ja, dies ist ein ganz wichtiger Punkt. In Deutschland ist Kultur im Grunde städtisch konstruiert. Der größte Teil der Kulturaufgaben wird von den Kommunen wahrgenommen, Bund und Länder tragen nur einen geringen Anteil daran. Es sind die Städte, die die Hauptaufgaben finanzieren – natürlich auch, weil Kultur in den Städten ihren Ort hat. Die Städte sind außerdem die Sammel-orte für die Menschen, die diese Kultur nutzen. Die Menschen setzen sich durch die Kultur ganz konkret mit der Geschichte ihres Ortes auseinander. Deshalb sehe ich das als einen doppelseitigen Prozess: Dass Kultur die Städte braucht, aber die Menschen in den Städten die Kultur auch brauchen. Unsere Aufgabe ist es, diesen Dialog immer wieder in Gang zu bringen. Nichts ist schlimmer, als wenn alles kontemplativ wird, wenn Kultur ein Ort wird, an dem ich nur schaue oder den ich ehrfürchtig betrete. Kultur muss ein Ort sein, an dem man sich mit den Dingen auseinandersetzt. Das ist eine Aufgabe, die in den kommenden Jahren noch stärker angegangen werden muss: Wir müssen weg vom reinen Präsentieren hin zum aktiven Präsentieren, bei dem man in Dialog tritt.

Borck: Wir haben gerade in den Kulturwissenschaften in den vergangenen Jahren viel über Räume und Raumordnungen diskutiert und darüber, wie wichtig der Raum für unsere Konzeption von Kultur und Wissen ist. Wie das Wissen spezifisch geformt, wo es gedacht, wo es hergestellt, wo es angewandt wird. Und in diesem Sinne brauchen die Kulturwissenschaften die Städte wegen ihrer Vielfalt.

Wenn man über Städte nachdenkt, merkt man ganz schnell, dass die Stadt ein Abstraktum ist, weil jede Stadt anders ist und es Städte nur im Plural gibt. Wie Ulf Matthiesen in seinem Vortrag (S. 10) eindrucksvoll zeigt, stoßen wir, wenn wir uns mit Städten beschäftigen, auf den Eigensinn oder die Eigenlogik solcher Gebilde. Natürlich gibt es allgemeine Herausforderungen, vor denen Städte stehen. Aber trotzdem existiert dahinter ein spezifischer Eigensinn, fast so etwas wie eine Persönlichkeit der einzelnen Städte. Ich wünsche mir, dass sich die Kulturwissenschaften auch als Impulsgeber verstehen, mit diesem Eigensinn in Auseinandersetzung zu treten und ihn auf diese Weise fruchtbar zu machen.

Die Eigenlogik der einzelnen Städte wird sich durch den demografischen Wandel verändern. Wie verhalten sich die Kulturwissenschaften zu dieser Herausforderung?

Die Lübecker Altstadtinsel beherbergt einen reichen Fundus an Kulturgütern. Diese sollen in einen konstruktiven Dialog treten mit aktuellen Ansichten und Fragen.

Borck: Selbstverständlich werden die Kulturwissenschaften darüber nachdenken, wie sich unsere Gesellschaft verändert, wenn die Lebenserwartung steigt und die älteren Mitbürgerinnen und Mitbürger aktiv bleiben. Das wird das Leben in den Städten gewaltig verändern. In einer Stadt wie Lübeck kann man schon



jetzt beobachten, dass die Kulturaktiven oft Menschen in der zweiten Lebenshälfte sind ...

Wißkirchen: ... das ist ganz sicher so. Bisher hat etwa die Museumspädagogik zwar alle Altersgruppen umfasst, sich aber doch sehr stark auf die Jugend konzentriert. Jetzt verändert sich der Blickwinkel. Es stellt sich die Frage, wie man dieses Potenzial der Menschen in der zweiten Lebenshälfte erschließen kann, sowohl als Besucher als auch als Aktive im kulturellen Diskurs. Das muss ganz neu gedacht werden, da gibt es noch keine fertigen Modelle. Die Kulturwissenschaften, die sehen, wie die Stadt mit ihrer Eigenlogik eine ganz eigene Antwort gibt, können dazu sicher etwas beitragen.

Borck: Auf der anderen Seite des demografischen Wandels steht der vorhersehbare Fachkräftemangel. Hier reagiert die Universität zu Lübeck ganz unmittelbar mit ihrer Entwicklungsstrategie. Sie will in den Bereichen Gesundheit und Medizintechnik auf Bedarf hin, aber intelligent ausbilden und ein qualifiziertes Studium anbieten. Umgekehrt hofft die Universität auch, dass sie durch ihr Ausbildungs- und Forschungsprogramm für junge Wissenschaftler und Studierende attraktiv bleibt. Denn nur so kann auf Dauer gesichert werden, dass die Jobs, die in der Region entstehen, auch qualifiziert besetzt werden.



Als Mitveranstalter der Tagung präsentierten Cornelius Borck und Hans Wißkirchen (rechts) Ergebnisse.



Die Universität zu Lübeck hat, wie Sie eben schon erwähnten, ein naturwissenschaftlich-technisches Profil. Wie finden die Kulturwissenschaften und die Kultur da ihren Platz?

Borck: Der Schwerpunkt der Universität wird weiter im Bereich der Medizin, Ingenieur-, Natur- und Technikwissenschaften (MINT) liegen, weil die Universität sich sehr geschickt und erfolgreich als eine kleine, feine und exzellente Universität auf ihrem Spezialgebiet positioniert hat. Zu einer zeitgemäßen Ausbildung in den Bereichen Medizin, Lebenswissenschaften, Informationswissenschaften und Medizintechnik gehört aber auch, ein klares Bewusstsein bei den Studierenden und bei den Forschern für die kulturellen Zusammenhänge zu schaffen. Dass es ganz konkrete Lebensprobleme sind, die zum Gegenstand der Forschung und Lehre gemacht werden. Dass dort an Lösungen geforscht wird, die in unser Alltagsleben eingreifen und immer stärker eingreifen werden. In diesem Sinne gehören gesellschaftliche, kulturelle, kulturwissenschaftlich angeleitete Reflexionen über das eigene Fach, über den Gegenstand des eigenen Berufes unbedingt zu einer zeitgemäßen akademischen Ausbildung. Das Präsidium der Universität und das ZKFL haben deshalb kürzlich beschlossen, die reflexiven Anteile im Studium zu stützen und noch stärker herauszustellen.

Wißkirchen: Am ZKFL suchen wir sogenannte Brückenprojekte, die die Forschungsschwerpunkte der Universität und die Angebote der Stadt zusammenbringen. Es existiert eine konkrete Projektidee mit dem Institut für Multimediale und Interaktive Systeme der Universität zu Lübeck. Das Institut gehört zum ZKFL und forscht auch daran, wie neue multimediale Technik kulturell genutzt wird. Man kann sich sehr gut vorstellen, dass man das Institut mit den Fragen zusammenbringt, mit denen sich die beiden hiesigen Literaturhäuser der Nobelpreisträger Thomas Mann und Günther Grass auseinandersetzen. Das Budenbrookhaus, das aktuell ganz neu gedacht wird, weil wir das Nachbarhaus hinzu erworben haben und jetzt ein vollkommen anderes Ausstellungskonzept in den nächsten Jahren verwirklichen können, möchte etwa wissen: „Wie liest man in vier, fünf Jahren?“ Wir könnten uns vorstellen, dass es künftig ein Cluster gibt, das die Frage von Literatur und Multimedialität behandelt. Da kämen das Wissen der Stadt und das Wissen der Universität sehr gut zusammen.

Von „Stadt der Wissenschaft“ zu „regionalem Bildungscluster“

Entwicklungslinien für eine wissenschaftsbasierte Stadtentwicklung

Andrea Frank

Am Anfang stand die Idee, Wissenschaft nicht für sich alleine, sondern in ihrem gesellschaftlichen Kontext zu sehen. Stadt, Wissenschaft und Wirtschaft wurden gemeinsam in die Pflicht genommen. Es ging darum, alle Kräfte – Stadt, Wirtschaft, Wissenschaft, Kultur, Bildung und Öffentlichkeit – für die Stärkung der Region als Wissenschaftsstandort zu mobilisieren. Aus dieser Idee entstand der Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“. Bremen, Dresden, Braunschweig, Jena, Oldenburg, Mainz und Lübeck waren die Siegerstädte. Sie alle trugen für ein Jahr den Titel – aber Städte der Wissenschaft sind sie geblieben. Denn was unter so unterschiedlichen Mottos wie „Ideenküche Braunschweig“, „Übermorgenstadt Oldenburg“ oder „Mainz leidenschaftlich wissenschaftlich“ begonnen wurde, hat Dauerhaftes bewirkt und die Art und Weise, wie sich Bürger, Unternehmen, Stadtverwaltung und Wissenschaftsinstitutionen begegnen, nachhaltig zum Positiven verändert. Alle Gewinner sind mittelgroße Städte, die sich vielleicht besonders gut eignen, um zu zeigen, wie stabile Netzwerke das Profil einer Stadt schärfen können.

In allen Städten der Wissenschaft hat sich Wissenschaft als fester Bestandteil des städtischen Lebens etabliert. Der Standortfaktor Wissenschaft wird Teil regionaler Entwicklungskonzepte. Die Bevölkerung nimmt Anteil am Geschehen in Hörsälen und Forschungslaboren. Die Städte erregen auch überregional mit dem Thema Wissenschaft Aufmerksamkeit – in den meisten Siegerstädten hat das zu erfreulichen Folgeinvestitionen geführt. Beispiele für langfristige Wirkungen sind die Häuser der Wissenschaft in Bremen, Braunschweig und Oldenburg. Dort sind dauerhafte und lebendige Treffpunkte von Wissenschaft, Stadt und Gesellschaft entstanden. Nicht immer war der Titel ein direkter Auslöser derartiger Entwicklungen, ein wichtiger Katalysator war er schon. Und: Die Saat des Wettbewerbs ist nicht nur in den Siegerstädten auf fruchtbaren Boden gefallen. Auch die Zweit- und Drittplatzierten haben es sich nicht nehmen lassen, ihr eigenes Jahr als Stadt der Wissenschaft zu feiern. Nur eben ohne Titel.

Soweit die positiven Effekte in Kürze. Stadt der Wissenschaft war aber auch immer ein Experimentierfeld. Der Wettbewerb gab Anlass und Raum, Neues auszuprobieren – in der Wissenschaftskommunikation, in der Vernetzung und in den Formen der Bürgerbeteiligung. Und so gelang nicht jedes Projekt, Impulse und Lehren für die Weiterentwicklung des Wissenschaftsdialogs ergaben sich daraus allemal.

Erfolgsfaktoren

Die Siegerstädte haben klare Erfolgsfaktoren benannt. Erstens: Wissenschaft war in allen Städten „Chefsache“, das heißt die Oberbürgermeister, Präsidenten und Rektoren der Hochschulen und die Vorstände beteiligter Unternehmen haben die Idee „Stadt der Wissenschaft“ getragen. Zweitens: Klare Ziele und eine klare Strategie müssen darauf abzielen, strukturelle Änderungen langfristig vorzubereiten, das heißt, es muss klar sein, was jenseits von „Stadt der Wissenschaft“ erreicht werden soll. Drittens: Alle zentralen Akteure waren eingebunden, es gab ein inspirierendes Motto, kreative Konzepte und die gemeinsame Definition von Schwerpunkten und Zielen für die langfristige regionale Entwicklung. Eine zentrale Rolle spielt auch die Kommunalpolitik. Jenseits der Führungsfiguren von Stadt, Wissenschaft und Wirtschaft muss die Kommunalpolitik in der Breite für das Thema Wissenschaft gewonnen werden. Dies bleibt in allen Städten eine zentrale Herausforderung.

Gemeinsam Nachwuchs für Regionen sichern

Die Stärkung der regionalen Netzwerke kann aber auch Grundlage sein, um gemeinsame Lösungen für konkrete Herausforderungen in der Region umzusetzen. Eine solche Herausforderung ist die demografische Entwicklung. Sie setzt regionale Bildungs- und Arbeitsmärkte unter Druck. Eine erfolgreiche Nachwuchssicherung, die Mobilisierung aller Bildungsreserven und die enge Verzahnung von Wissenschaft und Wirtschaft werden immer mehr zu Erfolgsfaktoren regionaler Entwicklung.

Welche Auswirkungen hat der demografische Wandel auf die Bildungs- und Arbeitsmärkte in unterschiedlichen Regionen? Wie können regionale Allianzen erfolgreich zur Nachwuchssicherung der Region beitragen? Welche Partner brauchen sie? Nach „Stadt der Wissenschaft“ möchte der Stifterverband hier Impulse für eine Weiterentwicklung in den Regionen geben.

Mit dem Programm „Bildungscluster“ startet er eine Initiative zur Stärkung regionaler Allianzen für erfolgreiche Nachwuchssicherung. Bildungscluster sind Allianzen regionaler Partner zur Stärkung und besseren Verzahnung von Bildungsangebot und Arbeitsmarktbedarf. In Bildungsclustern arbeiten Hochschulen mit Partnern unterschiedlicher Sektoren strategisch und verbindlich zusammen, um Nachwuchs zu gewinnen, auszubilden und in der Region zu halten.

Diese Nachfolgeinitiative gibt einen Impuls für die Entwicklung innovativer und vor allem kooperativer Ansätze zur Nachwuchssicherung. Vielfach setzen sich regionale Partner individuell bereits intensiv dafür ein. Durch das gemeinsame und abgestimmte Handeln im Rahmen eines Bildungsclusters soll ein zusätzlicher Mehrwert erreicht werden.

Weitere Informationen

www.stadt-der-wissenschaft.de

www.stifterverband.de/bildungscluster

The background features a grey wave-like shape at the top, transitioning into a blue area with a pattern of thin, overlapping lines that create a sense of depth and movement. The text is centered and overlaid on this design.

Stadtentwicklung,
Wertschöpfung,
Bürgerbeteiligung

Schulterschluss für wachsenden Wohlstand

Workshop *Wertschöpfung*

Sabine Hackenjos

Wissenschaft und Wirtschaft haben, darüber war sich die Arbeitsgruppe einig, angesichts des demografischen Wandels große gemeinsame Anliegen. Die Akteure müssen sich aber im Detail immer wieder gut abstimmen, damit der Schulterschluss möglich ist. Dies gilt besonders nach der emotionalen Initialphase als „Stadt der Wissenschaft“. Die Frage, wie Wissenschaft in einer sich entwickelnden Wissenschaftsstadt zum Wertschöpfungstreiber werden kann, wurde entlang folgender Themen diskutiert:

Fachkräfte: Das Gewinnen und Sichern von Fachkräften ist ein zentrales gemeinsames Anliegen von Wissenschaft und Wirtschaft. Es geht darum, höherwertige Ausbildungen und höherwertige Arbeitsplätze bereitzustellen und zu halten. Für die Wertschöpfung und den Wohlstand einer Region ist dies ein wichtiger Beitrag. Er wirkt auch direkt in die Städte: Studierende und wissenschaftliche Mitarbeiter von Hochschulen haben einen hohen Anspruch an Lebensqualität. Sie bringen Vitalität und Kreativität in die Städte, letztlich sorgen sie auch für Kaufkraft und Konsum.

Integriertes Standortmarketing: Die meisten Siegerstädte teilen die Erfahrung, dass dies ein langwieriger und schwieriger Prozess ist. Damit Wissenschaft zum Wertschöpfungstreiber werden kann, muss sie als Teil des Standortmarketings begriffen werden, ebenso als wesentlicher Faktor der Standortentwicklung. Es nützt nichts, buntes Marketing zu betreiben, bei dem die Wissenschaft neben dem Tourismus oder der Gewerbeflächenentwicklung steht. Oldenburg (S. 60) hat nach dem Jahr als Stadt der Wissenschaft das Corporate Design des Wissenschaftsjahres für das gesamte Standortmarketing genutzt. So ein Eingriff ist nicht selbstverständlich. Wenn wie in Lübeck gerade eine Markenanalyse betrieben wurde, ist der Rahmen erst einmal gesteckt. Es ist oft ad hoc nicht zu schaffen, die Idee der Wissenschaftsstadt ins Gesamtkonzept zu integrieren.

Finanzierungskonzept: Wie kann das Thema Wissenschaftsstadt verstetigt werden und wie kann man die Wirtschaft durch Sponsorship beteiligen? Zwischenfazit der Diskussion: Es gibt kein Patentrezept, bisher auch keine herausragenden Beispiele. Es befindet sich noch viel im Versuchsstadium. Die Erfahrung zeigt, dass man die Wirtschaft für Sponsorship gewinnen kann, wenn man wirtschaftsnahe Themen wie Fachkräftegewinnung, Arbeitsplatzsicherung oder Technologietransfer aufgreift und bewegt. Im Jahr als Stadt der Wissenschaft – so die Erfahrung in allen Städten – ist es leichter, Sponsoren zu finden. Anschlie-



ßend braucht man ein Konzept, das für das Sponsoring einen Mehrwert verspricht oder einen Nutzen, von dem ein Unternehmen sehr individuell profitiert.

Cluster: Eine Wissenschaftsstadt oder Wissenschaftsregion gedeiht, wenn ein Cluster mit Fachkräften, Arbeitsplätzen und Wirtschaftszweigen entsteht. Wenn zudem die Profile der Hochschulen mit ihren Studiengängen zu den ansässigen Wirtschaftsbranchen passen, erreicht man die kritische Masse. So entsteht in der Region Wissen, das in Produkte und Verfahren einfließt, die auf den Markt gebracht werden; die Absolventen für das Geschäftsmodell werden möglichst an der ansässigen Hochschule rekrutiert. Dann ist Wissenschaft ein Wertschöpfungstreiber.

Politischer Wille: Für den Schulterchluss der drei Akteursgruppen Wirtschaft, Wissenschaft und Stadt braucht es Entscheider auf höchster Ebene, die sich verständigen. Es müssen Interessenskonflikte wie beim Standortmarketing gelöst und die Arbeit in Doppelstrukturen abgestimmt (bestenfalls vermieden) werden. Das geht nur, wenn auch Stadtverwaltung und Kommunalpolitik hinter dem Konzept stehen.

Institutionelle Netzwerke: Die Siegerstädte teilen die Erfahrung, dass es schwierig ist, den Verstetigungsprozess zur Wissenschaftsstadt über lose Netzwerke mit freiwilligen Akteuren zu betreiben. Notwendig sind institutionelle Organisationsstrukturen, in denen Strategie, Aufgabenprofil, Besetzung und Schnittstellen durchdacht werden. Überlässt man das einer losen Kooperation, werden diese Fragen oft nicht geklärt und man trifft sich auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner. Das vermeidet Konflikte, lässt aber auch viele Themen unangesprochen. Die Städte der Wissenschaft haben das bisher unterschiedlich gehandhabt. In Braunschweig etwa (S. 54) ist ein neues Dezernat eingerichtet worden.

Netzwerk der Wissenschaftsstädte: Wie können die Siegerstädte voneinander profitieren und gemeinsam weiterarbeiten? In der Arbeitsgruppe entstand die

Fachkräftesicherung als zentrales gemeinsames Anliegen von Wissenschaft und Wirtschaft: Workshop-Moderatorin Sabine Hackenjos.

Idee, ein neues Netzwerk zu bilden. Schließlich teilen die Städte alle das Qualitätssiegel als Stadt der Wissenschaft, es liegt eine hohe Exzellenz und Fachexpertise vor. Im Schulterschluss können die Siegerstädte bei Bund und Ländern fachliche Anliegen vortragen, aber auch bei Förderinitiativen gemeinsam Anträge stellen. Gleichzeitig – und das wird von den Städten akzeptiert – werden die Siegerstädte bei anderen Wettbewerben, etwa in neuen Programmschienen des Stifterverbands für die Deutsche Wissenschaft (S. 73), wieder in Konkurrenz zueinander treten.

Im Interview

„Hochschulen und Unternehmen sprechen verschiedene Sprachen“

Fragen an Sabine Hackenjos, IHK zu Lübeck

Weshalb braucht die Wirtschaft die Wissenschaft, Frau Dr. Hackenjos?

Sabine Hackenjos: Zum einen braucht die Wirtschaft die Wissenschaft als Motor für Innovation und Wachstum. Unternehmen können das Forschungs-Know-how aus den Hochschulen nutzen. Es entfaltet sich dann in Produkten, Verfahren und Dienstleistungen, die auf den Markt gebracht werden, und erzielt damit Wertschöpfung. Daran hängen Wohlstand und Arbeitsplätze einer Region.

Zum anderen braucht die Wirtschaft die Wissenschaft, weil sie akademische Fachkräfte ausbildet. Je enger die Curricula mit den Anforderungen der Wirtschaft abgestimmt sind, desto besser kann eine Region die Fachkräfte, die vor Ort ausgebildet werden, aufnehmen.

Es gibt weitere Aspekte: Hochschulen sind selbst Arbeitgeber. Aus der Hochschule heraus kann es zu Unternehmensgründungen kommen, die die lokale Wirtschaftsbasis verbreitern. Und Unternehmen können in einzelbetriebliche Kooperationsprojekte mit der Hochschule einsteigen.

Wieso können gerade Hochschulen solche Impulse geben? Wieso tun die Firmen das nicht selbst?

Hackenjos: Ein Teil tut dies natürlich. Aber wenn die Wirtschaftsstruktur stark mittelständisch geprägt ist und eher kleine Unternehmen mit bis zu 50 Mitarbeitern aufweist, kann man keine Forschungs- und Entwicklungsabteilungen voraussetzen. In diesen Firmen gibt es meist nur einen „Kümmerer“, oftmals den Geschäftsführer. Der setzt auf das Thema Innovation, kann aber nicht selbst entwickeln. Gewisse technologische Fragestellungen werden dann als Auftragsforschung oder als Kooperationsprojekt angegangen. Universitäten und Fachhochschulen fungieren als ausgelagerte Forschungsabteilungen.

Der Lübecker Katalog unterstreicht ausdrücklich, dass regionale Wirtschaftsräume solche Innovationsimpulse benötigen.

Hackenjos: Unbedingt, sonst fällt die ganze Region zurück. Globalisierung, technischer Fortschritt und hart umkämpfte Absatzmärkte führen zu immer kürzeren Produktlebenszyklen, zu einer erheblichen Angebotsausweitung und

einem enormen Innovationsdruck auf Unternehmen. Die Innovationsfähigkeit muss sichergestellt werden, damit Unternehmen dauerhaft wettbewerbsfähig sind, hohe Wertschöpfung erzielen und hochwertige Arbeitsplätze sichern. Gelingt dies nicht, steht da am Ende eine arme Region.

Es gibt Standorte in Deutschland, die von Hochtechnologie geprägt sind und deshalb besser dastehen. Wir in der Lübecker Region und in Schleswig-Holstein sind noch nicht so stark aufgestellt. Man muss die zarten Pflänzchen, die da sind, gut pflegen – ansonsten fallen wir im Vergleich noch weiter zurück.

Sie leiten in der IHK Lübeck den im Sommer 2012 neu gegründeten Geschäftsbereich „Wirtschaft und Wissenschaft“. Ist dies ein Ansatz, die Pflänzchen zu pflegen?

Hackenjos: Ja, dieser neue Geschäftsbereich drückt das aus, was uns ein Herzensanliegen ist. Die Verzahnung von Wissenschaft und Wirtschaft muss noch stärker beachtet werden, man muss sie auf einer strategischen Ebene angehen. Wir haben in Schleswig-Holstein schon längst sehr gute Einrichtungen, die sich um den operativen Technologietransfer kümmern. Aber wir müssen uns auch die Frage stellen, wie wir Schleswig-Holstein als Hochschulstandort stärker profilieren können. Wie können wir bundesweit und international – besonders in Richtung Skandinavien – sichtbarer werden?

Außerdem haben wir bemerkt, dass es unseren Mitgliedsunternehmen zum Teil immer noch schwerfällt, Zugang zu Hochschulen zu finden. Hochschulen und Unternehmen sprechen nun einmal verschiedene Sprachen. Manche Unternehmen stellen sich vor, dass Projekte mit Hochschulen umständlich sind, einen hohen Verwaltungsaufwand haben und am Ende doch nicht praxismgerechte Ergebnisse liefern. Das sind überwiegend Vorurteile. Aber wenn ein Unternehmen selbst eine geringe Akademikerquote hat, fehlt die Erfahrung mit der Welt der Hochschulen. Eine solche Zusammenarbeit muss ein- oder zweimal erprobt werden, bis sie sich verstetigen kann.

Als IHK bieten wir Plattformen für den Austausch. Wir unterstützen Veranstaltungsformate, bei denen Unternehmensvertreter sich an die Forschungseinrichtungen wenden, diese besuchen können, mehr über deren Profil lernen. Mit verschiedenen kleinen Maßnahmen wollen wir dafür sorgen, dass Wirtschaft und Wissenschaft zusammentreffen.

Und wie sieht diese Bindung von Fachkräften aus?

Hackenjos: Viele junge Menschen begreifen den Studienort als Ausbildungsstation, die sie anschließend wieder verlassen werden. Die strategische Karriereplanung oder der Wunsch, in eine besonders lebenswerte Region zu ziehen, spielt in dieser Phase oftmals noch keine Rolle. Vielmehr bleiben einige Studienanfänger aus Gründen der Wirtschaftlichkeit oder Bequemlichkeit an ihrem Heimatort, oder sie kommen per Zentralvergabe in eine andere Region. Bewusste Standortentscheidungen werden häufig erst gegen Ende des Studiums getroffen.

Weniger vortragen – mehr mitnehmen

Workshop *Bürgerbeteiligung*

Iris Klaben

Inwieweit es gelingt, Städte als Wissenschaftsstädte wahrnehmbar zu machen, hängt maßgeblich von der Akzeptanz der Bürgerinnen und Bürger ab. Darin waren sich alle Teilnehmer einig. Der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft (S. 73) hat in seinem Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“ die Vermittlung von Wissenschaft gegenüber einer breiten Öffentlichkeit als maßgebliches Kriterium festgelegt. In der Diskussion zeigte sich, dass es in den Städten bisher keine systematischen Beteiligungsverfahren in der Wissenschaftsvermittlung gibt. Vielmehr werde über erfolgreiche Veranstaltungsformate für unterschiedliche Zielgruppen der Kontakt zu einer breiten Öffentlichkeit hergestellt. Die Verantwortung und Durchführung solcher Veranstaltungen übernehmen mal die Kommunen, mal die Wissenschaft und auch die Wirtschaft. In den Veranstaltungsteams sind zumeist Vertreter aus Hochschulen, Stadt und Wirtschaft vertreten. Man war sich einig darüber, dass insbesondere längerfristige Finanzierungskonzepte notwendig seien, um Beteiligungsverfahren nachhaltig in der wissensbasierten Stadtentwicklung zu verankern. Auch sieht man in einer verstärkten Beteiligung der Zivilgesellschaft großes Innovationspotenzial. Eine frühzeitige Einbindung betroffener Gesellschaftsgruppen könne zudem Folgekosten mindern, wenn es beispielsweise um Ansiedlungspolitik oder kontrovers diskutierte Forschungsergebnisse gehe. Viel stärker müsse es gelingen, globale Entwicklungen und Herausforderungen über Wissenschaft vor Ort auf die kommunale Ebene zu übertragen. Die Teilhabe aller an der Wissensgesellschaft zu gewährleisten ist eine Gemeinschaftsaufgabe von Wirtschaft, Wissenschaft und Politik. Dies ist bisher in den Kommunen und Kommunalparlamenten zu wenig bewusst. Die Wertschätzung von Bürgerinnen und Bürgern als „Wissensträger“ durch die Politik findet nur in Ansätzen statt. Nur eine systematische Einbindung der Zivilgesellschaft wird jedoch eine wissensbasierte Stadtentwicklung ermöglichen. Denn es zeigt sich, dass es oftmals gerade die Bürger sind, die sich für die Modernisierung der Gesellschaft einsetzen. Leuchtturmprojekte

Wissenschaft im Dialog: Zuschauer des Puppentheaters beim Lübecker Wissenschaftssommer 2012.





von Einzelinitiativen werden den nachhaltigen Aufbau der Wissensgesellschaft aber nicht leisten können und den Kontakt zu den sogenannten bildungsfernen Schichten nicht langfristig finden. Eine konsequente Bürgerbeteiligung hat den Vorteil, dass Netzwerkstrukturen auch dort greifen, wo die öffentliche Hand nicht hinkommt. Vor allem junge Menschen müssen in Beteiligungsverfahren eingebunden und diese wiederum auf eine junge Zielgruppe ausgerichtet werden. Langfristig sollte es aber ein Ziel sein, auch verwaltungsinterne Prozesse dahingehend zu überprüfen, ob sie für eine so verstandene wissensbasierte Stadtentwicklung noch passend sind.

Bürgerbeteiligung als Gesamtkonzept für Wissenschaftsstädte: Workshop-Moderatorin Iris Kläßen.

Zentrale Thesen

- Bürgerbeteiligung ist als Gesamtkonzept für (Wissenschafts-)städte zu begreifen und zu entwickeln. Das erfordert ein völliges Umdenken in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft. Junge Menschen müssen stärker eingebunden werden.
- Die Entwicklung einer neuen Dialogkultur muss sich in konkreten Ergebnissen zeigen. Das sichert die Akzeptanz und schafft Vertrauen. Bürger müssen sich in ihrem Engagement wiederfinden und ernstgenommen fühlen.
- Bürgerbeteiligung und Wissenschaftsvermittlung sind in Kombination von zentralen und dezentralen Konzepten zu gestalten. Dezentrale Netzwerke und zentrale Orte wie Häuser der Wissenschaft sind miteinander zu verzahnen und möglichst gemeinsam zu planen.
- Die Wertschätzung der Bürger als Wissensträger ist eine immer wichtiger werdende Form der Wertschöpfung für Städte und Regionen.
- Globale Herausforderungen und Trends werden über eine Beteiligung von Bürgern vor Ort in ihren Auswirkungen wahrnehmbar und bewusst diskutiert. Diese Form aktiver Gestaltung gewährt Handlungsoptionen und reduziert aktivistisches Reagieren.

Wandel funktioniert nur individuell

Workshop *Wissensbasierte Stadtentwicklung*

Cornelius Borck

Wissen ist DIE Zukunftsressource, darin waren sich die Teilnehmer der Arbeitsgruppe einig. Dabei konstatierten sie als gemeinsamen Ausgangspunkt, dass der Titel „Stadt der Wissenschaft“ vor allem an solche Städte vergeben wird, die es sich vorgenommen haben, zur Wissenschaftsstadt zu werden – und die es folglich in der Regel noch nicht sind. Bei der Entwicklung zur Wissenschaftsstadt gilt es, sowohl die Knowledge Hotspots (Ulf Matthiesen, S. 19) der forschungsaktiven und innovativen Wissenschaftsquartiere, als auch die ganze Stadt in den Blick zu nehmen. In diesem Sinne stellt es beispielsweise eine besondere Herausforderung dar, einen Wissenschaftscampus bei der Stadt zu halten und beide sich nicht voneinander abkoppeln zu lassen. Selbstverständlich (und berechtigterweise!) verfolgen die Akteure im städtischen Raum nicht alle dieselbe Agenda. Obendrein operieren die verschiedenen Funktionsbereiche einer Stadt mit je eigener Handlungslogik, unterschiedlichen Prioritäten und in nicht aufeinander abgestimmten Entscheidungsrhythmen. Daraus können Störungen resultieren, ohne dass sich die Verantwortlichkeiten dafür klar adressieren lassen – entsprechend berichteten die Teilnehmerstädte von gelegentlich frustrierenden Erfahrungen, etwa wenn der Schwung des Festjahres sich nicht geschmeidig verstetigen ließ. Deshalb sind besondere Foren essentiell, in denen sich die Verantwortlichen aus verschiedenen Bereichen zwanglos, aber mit einer gewissen Verantwortlichkeit und Regelmäßigkeit begegnen, um individuell angepasste Strategien zu entwickeln. Denn langfristig – darin bestand unter den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Arbeitsgruppe Konsens – bietet gerade der Bereich Wissenschaft in Zeiten des demographischen Wandels besonders viele Potenziale und Perspektiven für die Stadtentwicklung. Umgekehrt ist eine produktive Wissenschaftslandschaft auf prosperierende Städte angewiesen.

Die Diskussionsergebnisse der Arbeitsgruppe lassen sich in folgenden fünf Punkten zusammenfassen:

1. Alle Städte stehen zwar vor ähnlichen Herausforderungen einer Sicherung und Weiterentwicklung des jeweiligen Wissenschaftsstandorts als Zukunftsmotor, aber es gibt keine Patentrezepte dafür. Auf die globale Herausforderung müssen die Städte jeweils individuell mit einer lokalen Lösung antworten, die aufmerksam berücksichtigt, wie die Stadt „tickt“.
2. „Nur wer sich wandelt, bleibt sich treu!“ – Perspektiven für die Entwicklung zur Wissenschaftsstadt müssen mit einer Bestandsaufnahme beginnen und die



Strategieentwicklung auf die vorhandenen Potenziale abstimmen. Dabei zielt Stadtentwicklung durchaus auf einen Wandel der jeweiligen Mentalitäten, auf Veränderung und Innovation, aber zugleich muss dieser Wandel die jeweiligen Besonderheiten lebendig halten. Eine besondere Rolle kommt aber nicht nur den neuen Eliten zu, auf deren Bedürfnisse die Stadtentwicklung zugeschnitten werden soll, sondern auch sogenannten ‚lebenden Wünschelruten‘, jenen Gruppen und Personen, die mit einem besonderen Gespür schon längst unterwegs sind, Zwischenräume, Leerstellen oder auch Brachen auf mögliches Gestaltungspotenzial zu sondieren.

3. Stadtentwicklung sollte auf klare und über die Stadt hinaus leuchtende Identifikationszeichen setzen. Auch dabei gibt es keine Patentlösung – ein spektakulärer Bau eines berühmten Architekturbüros wird allein die Entwicklungsaufgabe einer Stadt nicht bewältigen können – und gerade solche Zeichen wurden schon oft gesetzt, weshalb der damit angestrebte Effekt nur noch schwer zu erzielen sein dürfte. Hier bietet das neue Stichwort der „Resilienz“ überraschende Perspektiven: An die Stelle einer scheinbar perfekten Planung, die aber schon bei der kleinsten nicht vorhergesehenen Störung ins Schlingern gerät und dann oft zum Scheitern verurteilt ist, sollten flexible Entwicklungsszenarien treten, die möglicherweise störanfälliger sind, aber gerade aus der Anpassung an Störungen dynamisches Potenzial schlagen.

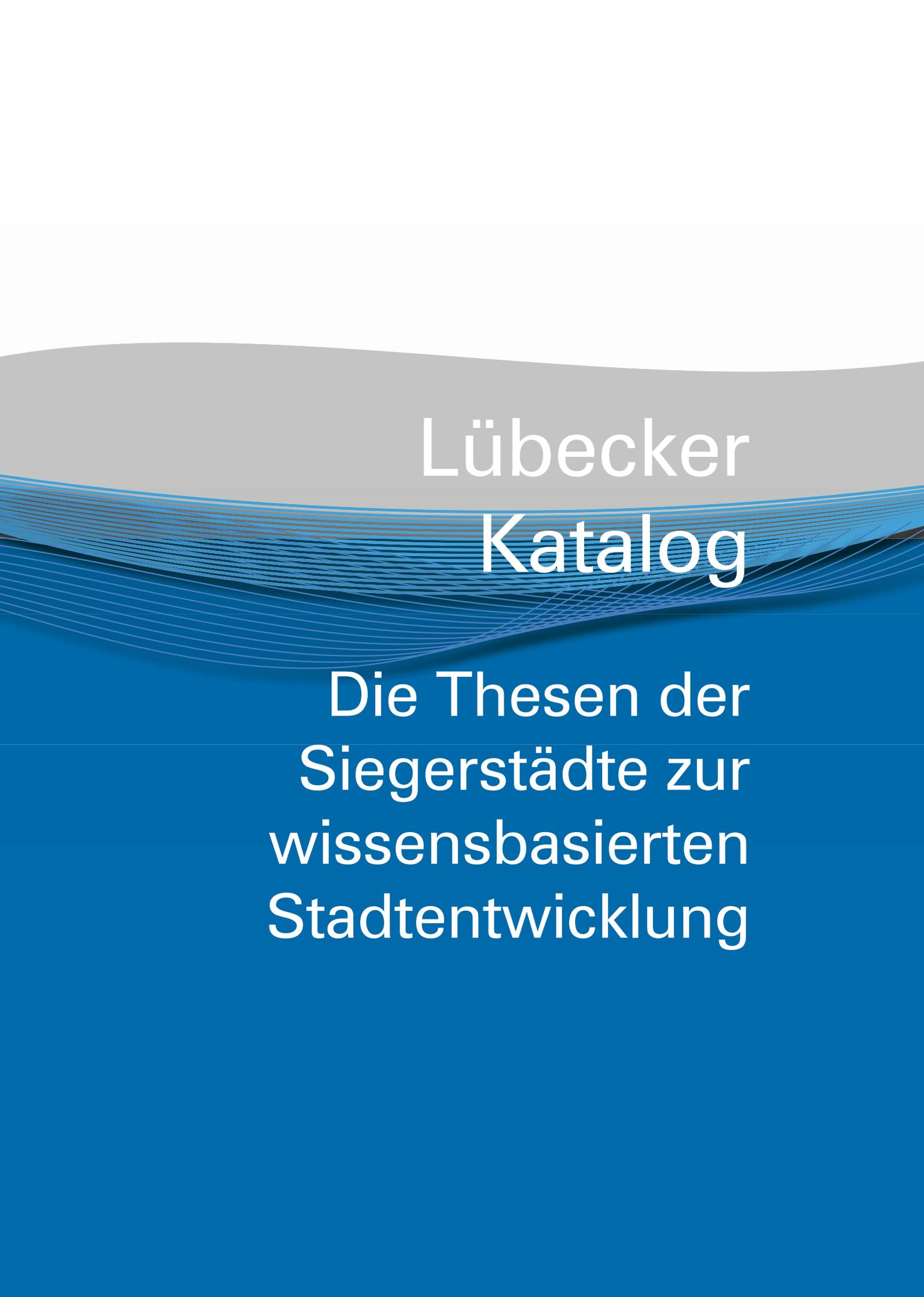
4. Für eine integrative Stadtentwicklung ist es besonders wichtig, alle vier Akteursgruppen – die Wissenschaft, die Wirtschaft, die Politik und die Zivil- oder Bürgergesellschaft – auf Foren der Kommunikation und Verständigung zusammenzubringen. Nur so lassen sich innovative Forschung und Technologie mit der Entwicklung der Gesamtstadt zusammenhalten. Dabei sind Konflikte vorprogrammiert. Die Foren dienen dazu, solche Konflikte aushandelbar und kommunizierbar zu machen.

Wissenschaft als Zukunftsmotor für die Stadtentwicklung: Workshop-Moderator Cornelius Borck.

5. Die Entwicklung zur Wissenschaftsstadt ist eine langfristige Aufgabe, die stets an sich verändernde Rahmenbedingungen angepasst werden muss. Öffentlichkeitswirksame Events sind unabdingbar, um die Bevölkerung „mitzunehmen“, aber Stadtentwicklung ist mehr als die Planung solcher Highlights. Nicht die großen Sprünge, sondern das insistente Arbeiten an nachhaltigen Strategien verspricht Zukunft. Dafür braucht es „Kümmerner“ und eine kontinuierliche Unterstützung seitens der beteiligten Gruppen inklusive der politisch Verantwortlichen.



Es braucht den Schulterschluss aller Akteursgruppen, um die Region Lübeck voranzubringen: Links die beiden Türme der Rats- und Bürgerkirche St. Marien, rechts der Turm der Universitätskirche St. Petri.



Lübecker Katalog

Die Thesen der
Siegerstädte zur
wissensbasierten
Stadtentwicklung

Lübecker Katalog

„Von der Stadt der Wissenschaft zur Wissenschaftsstadt“

In den Jahren 2005 bis 2012 wurden in Deutschland sieben Städte vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft zur „Stadt der Wissenschaft“ eines Jahres ausgezeichnet:

- 2005: Bremen/Bremerhaven
- 2006: Dresden
- 2007: Braunschweig
- 2008: Jena
- 2009: Oldenburg
- 2011: Mainz
- 2012: Lübeck

Vom 15. bis zum 17. November 2012 trafen sich Vertreterinnen und Vertreter aus den jeweiligen Städten in der Hansestadt Lübeck, um gemeinsam ein Fazit zu ziehen und einen Ausblick zu wagen. Im Mittelpunkt der dreitägigen Veranstaltung stand die Frage, wie man sich durch das temporäre Projekt „Stadt der Wissenschaft“ dauerhaft zu einer „Wissenschaftsstadt“ entwickeln kann. Hierzu tauschten sich die anwesenden Wissenschaftsmanager/-koordinatoren, Stadtmarketingexperten und Vertreter der Hochschulen, Wirtschaftsförderungen und Bürgergesellschaft aus ihren jeweiligen Städten aus.

Alle Teilnehmer waren sich einig: Der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft hat mit dem Wettbewerb einen wichtigen Impuls in Richtung der wissenschaftsbasierten Entwicklung der Städte gegeben: In den Städten haben Verwaltung, Hochschulen, Wirtschaft, Kultur und weitere Partner der Zivilgesellschaft das Potenzial entdeckt, über gemeinsame Kommunikation den Bürgerinnen und Bürgern Wissenschaft näher zu bringen. Mit der Tagung in Lübeck wollten die sieben Wissenschaftsstädte erörtern, wie Wissenschaft auf Dauer zu einer nachhaltigen, positiven Stadtentwicklung beitragen kann, um sich als europäische Wissenschaftsstadt klar erkennbar zu positionieren.

Im Wettbewerb haben sowohl traditionelle Hochschulstädte wie auch Städte, die sich in den kommenden Jahren zu Wissenschaftsstädten entwickeln wollen, ge-

wonnen. Gemeinsam stehen sie vor denselben auch globalen Herausforderungen: Rekrutierung von Talenten, Umgang mit dem Fachkräftemangel, Bewältigung des demografischen Wandels, Gewinnung von Ressourcen, Ansiedlungen, Schaffung überregionaler Aufmerksamkeit, Akzeptanz für Forschungsfragen, Bildungs- und Verwirklichungschancen und die Schaffung von Strukturen zur wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung der Stadt. Diese Städte haben große Chancen durch ihre gewachsene, überschaubare Stadtstruktur.

Im Laufe der dreitägigen Diskussion wurde ebenfalls deutlich, dass es keine Patentrezepte als Antwort auf diese Herausforderungen gibt. Es erscheint den Teilnehmern der Tagung notwendig oder gar unabdingbar – wesentlich inspiriert durch einen Vortrag des Wissenschaftsstadt-Experten Prof. Dr. Ulf Matthiesen – individuelle Lösungen vor Ort zu suchen und ein eigenständiges Stadtprofil zu entwickeln. Ein Profil, bei dem der Standortfaktor „Wissenschaft“ eine wesentliche Rolle spielt UND im Ergebnis zu den Einrichtungen vor Ort passt und den Kontakt mit Bürgerinstitutionen aktiv ermöglicht.

Die nachfolgende Zusammenfassung wichtiger Diskussionsergebnisse will Impulse geben. Die Diskussionen haben gezeigt, dass es zahlreiche gemeinsame Erfahrungen gibt – ebenso wie die jeweils individuelle Situation der Siegerstädte.

Durch die im Vorfeld strukturierte Präsentation der städtischen Vorgehensweisen wurden drei Hauptthemen in der Diskussion in besonderem Maße hervorgehoben:

- 1) Wissenschaft als Wertschöpfungstreiber und Transformator einer nachhaltigen Entwicklung von Stadt und Gesellschaft
- 2) Wissenschaft als Zukunftsmotor für eine neue Urbanität
- 3) Die Bedeutung von Bürgerbeteiligung für Wissenschaftsstädte

Aus Sicht der Veranstalter sind es diese drei Themenfelder, mit denen sich Wissenschaftsstädte in Zukunft in besonderem Maße beschäftigen müssen.

1) Wissenschaft als Wertschöpfungstreiber und Transformator einer nachhaltigen Entwicklung von Stadt und Gesellschaft

- Städte sollten erkennen, dass Wissenschaft ein wichtiger Werttreiber im Rahmen ihrer Standortentwicklung ist. Hochschulen sind zugleich der demografische ‚Jungbrunnen‘ einer Stadt, indem sie junge Menschen in die Stadt ziehen und sie im günstigen Fall binden. Zugleich setzen sie entscheidende Innovationsimpulse für die Zukunftsfähigkeit der regionalen Wirtschaft.
- Die Kommunalverwaltungen und die Wirtschaft haben zumeist die Rolle der Wissenschaft als regionaler Werttreiber bereits erkannt. Davon zeugen die in allen Städten entwickelten Netzwerke zwischen diesen drei ‚traditionellen Partnern‘.
- Bevor die wissenschaftsbasierten Qualitäten eines Standortes aber überregional kommuniziert werden können (etwa wie im Fall Bremens über die „Wissenswelten“), braucht es eine interne Klärung der Identität: Wird Wissenschaft bereits als Teil des Standortprofils aufgefasst? Wofür steht die Wissenschaft in der jeweiligen Stadt? Welche wissenschaftlichen Themen prägen die Stadt und gehören zu ihr? Die zentralen Akteure einer Stadt haben die Aufgabe, aus

der internen Positionsbestimmung gemeinsam ein Gesamtbild zu entwickeln und Organisationsstrukturen zu schaffen. Während der Phase als „Stadt der Wissenschaft“ gab es hierzu gute Beispiele in den jeweiligen Städten (Lenkungsgruppen, Kernteams, Wissenschaftsnetzwerke, Schnittstellen zwischen Stadt und Wissenschaft etc.). Solche Organisationsstrukturen sollten verstetigt werden. Wer sich ernsthaft auf den Weg zur Wissenschaftsstadt machen will, kommt nicht umhin, organisatorische Strukturen zu schaffen. Oder so zu verändern, dass das gesamte Themenspektrum des Standortmarketing gebündelt wird. Standortentwicklung und Standortmarketing müssen abgestimmt erfolgen. Dies verlangt Spitzenakteuren wie der Verwaltungsführung oder den Hochschulleitungen den Mut zu Schwerpunktsetzung und Profilbildung und zur Finanzierung ab.

- Grundsätzlich haben alle Städte den Wunsch, nicht nur nach innen in die eigene Stadtgesellschaft hinein, sondern auch nach außen in die Region und darüber hinaus zu strahlen. Die Wissenschaftsstadt ist Nukleus für eine prosperierende Entwicklung hin zu einer Wissenschaftsregion. Hierfür muss es gelingen, Entwicklungsprozesse über Stadtgrenzen hinaus zu befördern.
- Die Erfahrung in den sieben Städten zeigt, dass die Beteiligung der Wirtschaft immer dann gut funktioniert, wenn wirtschaftsrelevante Themen mit einbezogen werden. Eines der zentralen Themen, an dem derzeit mehrere Städte arbeiten, ist die Gewinnung und Bindung von Fach- und Führungskräften.
- Deutlich unterschieden werden muss nach Ansicht der anwesenden Teilnehmer zwischen der Initialphase (Bewerbung um den Titel; Wissenschaftsjahr) und einer an das Wissenschaftsjahr anschließenden Verstetigungsphase. Die Initialphase ist stark geprägt durch eine Aufbruchsstimmung und allgemeine Begeisterung. Hier entwickeln sich Kooperationen zumeist ohne große Schwierigkeiten. Um aber tatsächlich auch nach einem Wissenschaftsjahr eine Verstetigung zu erreichen, müssen neue Überlegungen angestellt werden. Es müssen dauerhafte, gemeinsame Ziele für den Wissenschaftsstandort vereinbart und nachhaltig verfolgt werden.
- Es hat sich gezeigt, dass die Begleitkommunikation in der Phase nach dem Wissenschaftsjahr stärker den Nutzen des Themas herausstellen muss (Schulterchluss über win-win-Situationen; konkurrierende Initiativen vermeiden), während unmittelbar in der Zeit als Wissenschaftsstadt eine hohe intrinsische Motivation vorherrscht. In besonderem Maße gilt diese Notwendigkeit der „Nutzenkommunikation“ auch für die Lokalpolitik, der häufig nicht bewusst ist, welche Bedeutung Wissenschaft als Werttreiber für eine Stadt hat, und für die ansässige Wirtschaft. Controllingansätze wie in Dresden können ein wichtiger Beitrag hierzu sein.
- Um die Rolle als Werttreiber tatsächlich ausfüllen zu können, bedarf es vor Ort einer entsprechenden ‚kritischen Masse‘ in Form von Hochschulen, Forschungseinrichtungen, forschenden Unternehmen etc. Hier studieren, arbeiten und leben Menschen mit sehr spezifischen Ansprüchen an ihre Stadt und ihre Umgebung. Diese Gruppen von Menschen kann man kurzum als das ‚Wissenschaftsmilieu‘ einer Stadt bezeichnen. Sie müssen auf die Herausforderungen der Zukunft wie Fragen der Sicherheit, Energie, Demografie, Mobilität, Ernährung und Gesundheit, Kommunikation, Bildung und Kultur Antworten finden.

2) Wissenschaft als Zukunftsmotor für eine neue Urbanität

- Viele der sieben Siegerstädte stehen vor weitreichenden Modernisierungsaufgaben. Meist soll „Wissenschaft“ als weitere, moderne Facette einer Stadtidentität und eines Stadtimages hinzukommen, weil man sich davon eine (Teil-)Lösung der Probleme verspricht (Fachkräftegewinnung, Ansiedlung dynamischer, wissensbasierter Unternehmen etc.). Zugleich wollen diese Städte zwischen 160.000 und 500.000 Einwohnern urbaner werden. Die oben umrissenen Wissenschaftsmilieus suchen in der Mehrzahl Lebensräume in Städten, nicht in der Peripherie. Und an die Städte stellen sie spezifische Wünsche und Anforderungen (tolerantes gesellschaftliches Grundklima, attraktive Arbeitsmöglichkeiten in für sie passenden Quartieren, Internationalität und Weltläufigkeit, kulturelle und soziale Angebote etc.).
- Die Entwicklung zur Wissenschaftsstadt geht darüber hinaus, zukunftssträchtige Forschungsprojekte anzusiedeln, und muss auf die Entwicklung der gesamten Stadt abzielen.
- Dass es sich bei „unseren“ Städten meistens nicht um klassische Universitätsstandorte handelt, ist nicht zwingend als Nachteil zu sehen. Vielmehr bietet die Abwesenheit einer über Jahrhunderte etablierten und dadurch manchmal etwas von der Stadtgesellschaft isolierten Hochschultradition die Chance, das Thema Wissenschaft auf kreative Art und Weise zum wichtigen Standortfaktor zu machen. Projekte aus allen Gewinnerstädten stehen paradigmatisch für erste Schritte auf dem Weg zum Wandel, wie im Fall Oldenburgs mit der „Übermorgenstadt“-Kampagne.
- Voraussetzung für eine stärkere Beachtung und Einbindung von sowie eine Ausrichtung städtischer Politikinhalte auf Wissenschaftsmilieus ist zunächst eine ehrliche Bestandsaufnahme und Strukturanalyse: Wie modern sind wir tatsächlich? Hierzu zählt auch die genaue Betrachtung der handelnden Akteure: In einigen Städten hat es sich als sinnvoll erwiesen, vielversprechende Nachwuchstalente zu identifizieren und zu fördern und ihnen Zugang zu etablierten Netzwerken und Plattformen (z.B. bestimmten Traditionsveranstaltungen) zu verschaffen und so auch für eine Erneuerung der Ausrichtung und der kollektiven Wahrnehmung moderner Wissenschaftsmilieus in einer Stadt sorgen.
- Wissenschaftsstädte und ihre Wissenschaftsmilieus brauchen geografische, bauliche und symbolische Orte. Orte und Räume – wie etwa die aus „Stadt der Wissenschaft“ entstandenen Häuser der Wissenschaft – können als Kristallisationspunkte wirken. Sie schaffen Sichtbarkeit, Identifikation und Wiedererkennbarkeit. Aus Sicht der Diskussionsteilnehmer gilt dies allerdings nur dann, wenn sie die spezifischen Potenziale einer Stadt aufgreifen. Sie müssen mit der Identität der Stadt „geerdet“ werden. Schwierig und oftmals unangemessen für die Voraussetzungen vor Ort sind spektakuläre Bauten („Bilbao-Effekt“), die nicht wirklich zur Stadt passen.
- Die Siegerstädte sind sich einig, dass Foren geschaffen werden müssen, in denen der Dialog zwischen wissenschaftlichen Disziplinen, Wissenschaft und Wirtschaft, Wissenschaft, Politik und Zivilgesellschaft so etabliert wird, dass greifbare Veränderungen für die Stadtentwicklung daraus resultieren. Mainz hat an dieser Stelle Versuche unternommen, eine solche Einbindung über offene Foren („open spaces“) zu erreichen. In Braunschweig haben sich nach dem Wissenschaftsjahr unterschiedliche „Kompetenznetzwerke“ mit einer

Fokussierung auf bestimmte Schwerpunktthemen entwickelt. In Lübeck geschieht das durch die systematische Verlagerung von Aktivitäten der Wissenschaftskommunikation in alle Stadtteile.

- Gleiches gilt für die politischen Gremien der Städte. Politik, Verwaltung, Wissenschaft und Wirtschaft sind von unterschiedlichen Handlungslogiken geprägt. Man versteht sich nicht automatisch. Dieselben Themen aufzugreifen führt noch nicht zu einer besseren Verständigung. Diese unterschiedlichen Handlungslogiken gilt es zu berücksichtigen und stärker zusammenzuführen.
- „Sich selbst treu bleiben durch Wandel“ ist eine der zentralen Aussagen, um eine passende Atmosphäre für Wissenschaftsmilieus in einer Stadt zu schaffen. Denn weder Künstlichkeit noch eine zu starke Verhaftung in der Vergangenheit passen zu den beschriebenen Wissenschaftsmilieus.

3) Bürgerbeteiligung

- Bürgerbeteiligung ist als Gesamtkonzept für (Wissenschafts-)Städte zu begreifen und zu entwickeln. Das erfordert ein völliges Umdenken in Politik, Wirtschaft und auch Wissenschaft.
- Die Diskussionsteilnehmer sind sich darin einig, dass für den Erfolg und die Strahlkraft eines Wissenschaftsstandortes eine intensive Bürgerbeteiligung unabdingbar ist.
- Zunächst bedarf es aber einer klaren Analyse der unterschiedlichen Gruppen in einer Stadtgesellschaft. Durch eine solche Analyse sollten Multiplikatoren identifiziert werden, die das Thema Wissenschaft weiter in die Gesellschaft tragen und zugleich die Themen identifizieren, die aus Bürgersicht von Nutzen sind und Beiträge und Vorteile für Stadt und Region bieten.
- Voraussetzung für eine gelungene Bürgerbeteiligung ist, dass diese einen sichtbaren Effekt hat. Vielerorts werden Meinungen und Einschätzungen von Bürgern abgefragt, wobei die Wirkung der geäußerten Meinung für die Bürger nicht wahrnehmbar ist.
- Vertrauen, Verbindlichkeit und Akzeptanz sind unabdingbare Kategorien einer Dialogkultur. Sie gelingt nur, wenn der Bürger sich ernst genommen fühlt. Die Kombination von dezentralen und zentralen Konzepten, die sich in Wissenschaftshäusern, Netzwerken oder Anlässen ausdrücken, ist Merkmal dieser neuen Dialogkultur.
- Nur so kann die Bürgerbeteiligung auch identitätsstiftend sein und zu einer höheren Identifikation mit der eigenen Wissenschaftsstadt führen (Beispiel: Lübeck hat die Marktplatzentwicklung in einem Stadtteil dazu genutzt, Wissenschaft vor Ort zu verankern).
- Die Wertschätzung der Bürger als Wissensträger ist eine immer wichtiger werdende Wertschöpfung für Städte. Sie fördert die Identität auch von Wissenschaftsstädten.
- Globale Trends werden über eine Beteiligung von Bürgern vor Ort in den Kommunen bewusst diskutiert. Man agiert.
- Über Bürgerbeteiligung gelingt so eine aktive Gestaltung der Wissensgesellschaft. Sie wird integrativ entwickelt.

- Eine „inklusive Wissensgesellschaft“ (Ulf Matthiesen) zu schaffen, gelingt über Teilhabe und Wissenschaftsvermittlung. Dazu bedarf es neuer Wege der Interaktion.
- Bürgerbeteiligung muss systematisch, verbindlich, wertschätzend und nachhaltig koordiniert werden.
- Jeder Einzelne muss mit seinen sozialen Verbindungen eingebunden werden.
- Im Fernziel müssen alle Gruppen von Bürgern und ihre Strukturen stärker einbezogen werden. Ganz besonders deutlich wird dies an jungen Menschen und ihrer Lebensweise.

Zukunft Wissenschaftsstadt

Der Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“ hat gezeigt, dass die Netzwerke zwischen Wissenschaft und Stadt eine zentrale Rolle in der Vermittlung von Wissenschaft in die Gesellschaft spielen. Zugleich haben aber die Erfahrungen in unterschiedlichen Städten gezeigt, dass diese Netzwerke nicht „lose im Raum schweben“ dürfen, sondern eine institutionelle Verankerung in der Verwaltung oder zumindest deren klare Unterstützung benötigen.

Erstmalig sind die sieben Gewinnerstädte von „Stadt der Wissenschaft“ in Lübeck zusammengetreten und haben sich zu den Ergebnissen ausgetauscht. In diesem Zusammenhang ist die Idee entstanden, im Kreis der „Stadt der Wissenschaft“-Gewinner auch künftig zusammenzuarbeiten. In der föderalen Ordnung der Bundesrepublik und in der europäischen Union spielen die Städte als Partner der Wissenschaft bisher kaum eine Rolle. Dabei leisten sie einen wichtigen Beitrag für die internationale Konkurrenzfähigkeit der Wissenschaftsstandorte, brauchen aber in Zukunft für diese Aufgabe stärkere nationale und europäische Unterstützung. Auf diese Herausforderung wollen die sieben „Städte der Wissenschaft“ gemeinsam reagieren und im Rahmen von gemeinsamen Projekten einen Beitrag zur Transformation in eine nachhaltige Entwicklung ihrer Städte leisten.

Lübeck, den 17. November 2012

Tipps für die Praxis

Rainer Lisowski

Die Fachtagung in Lübeck hat in drei Tagen im Kleinen das geschafft, was Städte auf dem Weg zur Wissenschaftsstadt im Großen und immer wieder leisten müssen: An einen Tisch alle Akteure zu bekommen, die sich respektvoll und offen austauschen und zum Schluss auf eine gemeinsame Position, in diesem Fall ein gemeinsames Abschlusspapier, verständigen.

Rainer Lisowski hatte das Moderationskonzept entwickelt und durch die Veranstaltung geführt. Er verrät, welche Ideen hinter den einzelnen Bestandteilen der Tagung stecken, die auch andernorts genutzt werden können.

Auftakt: Impulsreferate der Siegerstädte. Dieser Einstieg war sehr wichtig, damit alle Teilnehmer einen unverfälschten Eindruck von den Aktivitäten in den beteiligten Städten bekommen. Jede Stadt hatte das Wissenschaftsjahr ja in einem ganz eigenen Stil umgesetzt. Es sollte deutlich werden, welche Ansätze und Ideen gut funktioniert haben, welche weniger. Die Lübecker Veranstalter wollten zudem herausarbeiten, was anderswo vom Jahr als „Stadt der Wissenschaft“ geblieben ist, was sich bewährt hatte.

Die zentrale Aufgabe des Moderators war hierbei, nach den Referaten die wichtigsten Punkte für alle zusammenzufassen und zwar schon im Hinblick auf die Ideensammlung für den Lübecker Katalog am folgenden Tag.

Der Abend: Ein schönes Essen mit einer Dinner Speech. Ein gemeinsames Essen in lockerer Atmosphäre entspannt und erleichtert das weitere Kennenlernen der Teilnehmer. Diese Entspannung fördert die Kreativität, nur so kommt man zu guten, neuen Ideen. Für eine Dinner Speech eignet sich eigentlich jede Art der Rede, nur keine Powerpoint-Präsentation. Es muss erzählt werden, damit die Teilnehmer konzentriert zuhören können und sich anschließend ein Gespräch entwickeln kann. In unserem Fall war es wichtig, dass der Vortrag am Anfang stand, damit inhaltliche Ideen für den folgenden Tag einfließen können. Und in der Tat: Viele wertvolle Bausteine aus der Rede, wie etwa das Konzept der Wissensmilieus, finden sich im Lübecker Katalog wieder.

Der Moderator beobachtet auch die anschließende Diskussion aufmerksam und zieht daraus schon Themen für den folgenden Tag.

Zweiter Tag: Drei Arbeitsgruppen. Für die Moderatoren der drei Workshops hatten wir vorab ein Fragenraster erarbeitet. Das ist ungemein hilfreich, um die Diskussion zu strukturieren. Ebenso sind Moderationskarten an Stellwänden bewährte Unterstützungsmittel.

Für den Tagungsmoderator stellt diese Arbeitsphase die wichtigste dar: Abwechselnd in den einzelnen Gruppen sitzen, immer wieder Impulse geben und gut zuhören. Die Kunst ist es herauszufinden, was den Teilnehmern wichtig ist – und es gleich zu notieren. Hier wird auch klar, dass es für diese Aufgabe einen

zentralen Tagungsmoderator braucht, der den Überblick über die Diskussionsstränge behält.

Nachmittags: Die Exkursion. Für die Teilnehmer war dies eine willkommene Abwechslung. Sie konnten vor Ort Einblicke gewinnen, wie Lübeck sein Jahr als „Stadt der Wissenschaft“ gestaltet hat. Gleichzeitig schaffte der Ortstermin ein größeres Zeitfenster für den Moderator, der die Ergebnisse der bisherigen Diskussionen in ein Positionspapier gießen musste.

Für das Schreiben des Papiers, in diesem Fall des Lübecker Katalogs, braucht es vor allem Einfühlungsvermögen bei der Frage: Worauf kommt es den unterschiedlichen Akteuren an?

Dritter Tag: Verabschiedung im Plenum. Wie macht man ein Positionspapier mehrheitsfähig? Man muss dafür abwägen, ob die konzeptionelle Schärfe oder ein konsensuales Verfahren für das Ergebnis wichtiger sind. Die Erfahrung zeigt, dass ein Abschlussdokument, an dem viele Menschen arbeiten, sich schnell verwässert oder ausufert. Den Veranstaltern dieser Tagung war der Konsens der Städte am wichtigsten. Ein Moderator muss es dann schlucken können, wenn seine Zuspitzungen entkräftet werden.

Zum Abschluss: Eine Pressekonferenz. Dies war unter verschiedenen Gesichtspunkten eine gute Idee. Solch ein öffentliches Ende setzt die Gruppe unter (Zeit-)Druck, etwas Vorzeigbares zu produzieren. Die Teilnehmer sind alle im Bereich der wissensbasierten Stadtentwicklung engagierte Menschen, die solch eine Tagung zusätzlich zu ihren anderen Verpflichtungen mitmachen. Es ist deshalb sinnvoll, solche Projekte der Öffentlichkeit zu präsentieren und mit einem gewissen Stolz zu zeigen, was man in kürzester Zeit geschafft hat.

Gemeinsam diskutieren, arbeiten, voneinander lernen und miteinander neue Wege gehen: Die Exkursion durch Lübeck führte die Tagungsgruppe auch am Buddenbrookhaus vorbei.



Anhang

Teilnehmer und Autoren

Alexander Aberle	Braunschweig Stadtmarketing GmbH
Prof. Dr. Cornelius Borck	Leiter des Instituts für Medizingeschichte und Wissenschaftsforschung, Universität zu Lübeck, Sprecher des ZKFL
Dr. Corinna Dahm-Brey	Leiterin der Stabsstelle Presse & Kommunikation, Universität Oldenburg
Prof. Dr. Peter Dominiak	Präsident der Universität zu Lübeck
Andrea Frank	Programmleiterin Forschung, Transfer und Wissenschaftsdialog, Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft
Dr. Margret Franz	Werkleiterin JenaKultur, Jena (krankheitsbedingt nicht anwesend)
Dr. Sabine Hackenjös	Geschäftsbereichsleiterin Wirtschaft und Wissenschaft, IHK zu Lübeck
Bärbel Heider	Öffentlichkeitsarbeit, Hochschule für Technik und Wirtschaft Dresden
Elke Höllein	Abteilungsleiterin Öffentlichkeitsarbeit Landeshauptstadt Mainz
Dr. Elisabeth Hoffmann	Leiterin der Stabsstelle Presse und Kommunikation der TU Braunschweig
Susanne Kasimir	Leitung Projektbüro „Stadt der Wissenschaft 2012“ im Wissenschaftsmanagement Lübeck
Dr. Iris Kläßen	Leiterin Wissenschaftsmanagement Lübeck
Jens Joost-Krüger	WFB Wirtschaftsförderung Bremen
Klaus-Dieter Kühn	Geschäftsführer ForschungRegion Braunschweig e.V.
Dr. Rainer Lisowski	Verwaltung einer Professur für Öffentliche Betriebswirtschaftslehre, Hochschule Osnabrück
Anne-Katrin Lorenzen	Stadtplanung Lübeck
Prof. Dr. Ulf Matthiesen	Institut für Europäische Ethnologie, Humboldt-Universität zu Berlin

Prof. Dr. Jan Modersitzki	Institut für Mathematische Methoden der Bildverarbeitung, Universität zu Lübeck, stellvertr. Leiter der Fraunhofer MEVIS Projektgruppe Bildregistrierung Lübeck
Kornelia von Ollinger	Stadtteilkoordinatorin St. Lorenz-Süd, Lübeck
Doris Oser	Referentin Tourismus/Netzwerk im Büro des Wirtschaftsbürgermeisters Dresden
Antje Peters-Hirt	Stellvertretende Direktorin der Gesellschaft zur Beförderung Gemeinnütziger Tätigkeit, Lübeck
Thomas Scheufler	TS-Kulturmanagement, Dresden
Matthias Schulz-Kleinfeldt	Hauptgeschäftsführer der IHK zu Lübeck
Prof. Dr. Gerd Schwandner	Oberbürgermeister der Stadt Oldenburg
Dr. Bernd Schwarze	Pastor der Universitätskirche St. Petri zu Lübeck
Dr. Henning Steinführer	Leiter des Referates Wissenschaft und Stadtarchiv der Stadt Braunschweig
Prof. Dr.h.c.mult. Rudolf Taurit	Wissenschafts- und Technologiepark GmbH, Rektor a. D. der Fachhochschule Lübeck
Silvia Wäller	Braunschweig Stadtmarketing GmbH
Prof. Dr. Gerold Wefer	Gründer und bis Oktober 2012 Direktor des MARUM – Zentrum für Marine Umweltwissenschaften der Universität Bremen
Prof. Jürgen Westermann	Institut für Anatomie, Universität zu Lübeck
Christiane Wiebe	Leiterin der Volkshochschule Lübeck
Prof. Dr. Hans Wißkirchen	Leitender Direktor der Lübecker Museen, Honorarprofessor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft, Universität zu Lübeck, Sprecher des ZKFL
Prof. Dr. Klaus-Peter Wolf-Regett	Lenkungsteam Forschung & Transfer Fachhochschule Lübeck

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-00-041081-9

Herausgeber

Cornelius Borck, Iris Klaßen, Hans Wißkirchen,
Zentrum für Kulturwissenschaftliche Forschung Lübeck, Königstraße 42, 23552 Lübeck
und Wissenschaftsmanagement Lübeck, Breite Straße 6-8, 23552 Lübeck

Lübeck 2013

Redaktion

Daniela Martin

Gestaltung und Satz

Jan Schönfelder

Druck

Schipplick + Winkler Printmedien GmbH, Lübeck

Bildnachweis

Aalto University: 19

Braunschweig Stadtmarketing GmbH/okerland-archiv: 31

Deutsches Zentrum für Luft- und Raumfahrt Braunschweig: 56

die LÜBECKER MUSEEN, Foto: Michael Haydn: 69

DIE ZEIT, 11.03.2004, Foto: Hochschule für Künste Bremen: 48

Hansestadt Lübeck: 2

Hibbeler, Markus/Projektbüro Stadt der Wissenschaft: 61

Hourticolon, Dirk: 7, 11, 21, 32/33 (Porträts), 34/35 (Porträts), 36 (Porträts), 42, 43, 44,
46, 63, 72, 76, 81, 83, 84, 93

IHK zu Lübeck: 41

JenaKultur, Martin Heinrich: 58

JenaKultur, Tino Zippel: 59

Klimahaus Bremerhaven 8° Ost: 49

Körper-Stiftung, Foto: Grit Hiersemann: 55

LTM/Uwe Freitag (unten): 34/35, 36

MARUM: 50

Pilar Serrano, Celma: 65

Sämmer, Stefan: 66/67

Scheufler, Thomas: 51

Seeliger, Andreas: 53

Studio Andreas Heller, Architects & Designers: 44 (Karte)

Universität Bremen: 30

Universität Heidelberg – Kommunikation und Marketing: 24

Universität zu Lübeck: 3, 45, 46

Universität Oldenburg: 62

Wege, Hans-Jürgen: 69

Wissenschaftsmanagement Lübeck: 17, 32/33 (unten), 39, 40, 42 (Karte), 43 (Karte), 80;

Foto: Thorsten Wulff: Titel, 70/71

ISBN 978-3-00-041081-9

Gefördert durch:



Zentrum für Kulturwissenschaftliche
Forschung Lübeck



Wissenschaftsmanagement Lübeck



Stifterverband
für die Deutsche Wissenschaft